

# Ranküne

von Thomas Zeller

## Kapitel I

Als Hofer die Tür hinter sich zugeschlossen hatte, fand er sein Appartement in der üblichen Unordnung. Er war jedes Mal wieder überrascht. Das war nicht immer so. Hofer hing seinen dunklen, speckigen, an einer Stelle unterhalb der linken Achsel nachlässig geflickten Mantel über einen der Stühle, der nicht von irgendwelchen Kleidungsstücken behängt war, bahnte sich seinen Weg über Kisten, alte Zeitungen und leere Pizzaschachteln zur Toilette und wusch sich die Hände. Der Nachbar spielte Klavier. Bach. Ziemlich gut.

Hofer watete durch die Unordnung in die Küche, wo er das Blatt vom Vortag am Kalender abriss. Darunter kam eine grosse Acht hervor und eine Weisheit: „Es ist schwerer, als man denkt, gerecht zu sein.“ Es war von Goethe. Hofer schüttelte nur den Kopf und brummte etwas in sich hinein.

Draussen dunkelte der Abend, die Lorraine versank langsam in den Nebelschwaden des kalten Novemberabends, der Mond hing schon bleich oberhalb der Bahnhofsilhouette. Das Neonlicht der Strassenlaterne vor seinem Fenster, das bereits brannte, tänzelte vor sich hin. Erschöpft liess er sich aufs Sofa fallen und schloss die Augen. Seinen langen Tag spulte er noch einmal innerlich im Schnelldurchlauf ab. Die Pressekonferenz war sterbenslangweilig und Antworten auf brisante Fragen konnte er keine erheischen. Ebenso gut hätte er die Zeit damit verbringen können, sich den Artikel, den er am nächsten Tag abzuliefern hatte, aus den Fingern zu saugen. Hofer nahm sich vor, später noch mit Rindlisbacher zu telefonieren. Vielleicht hatte dieser noch ein paar zusätzliche Informationen. Doch zunächst wollte er sich etwas zu Essen machen und zur vollen Stunde die Nachrichten im Radio hören.

Das Mahl, das er sich zubereitete, war kalt und karg: Brot vom Vortag, Emmentaler-Käse, Essiggurken und ein Glas Orangensaft, 100% Konzentrat. Er setzte sich wieder aufs Sofa und begann mit gebeugtem Oberkörper – seiner Lieblingsstellung beim Essen – sein Mahl, das er sich auf dem kniehohen Holztisch festlich, mit Serviette und Platzteller, serviert hatte. Der Esstisch war mit Büchern und Magazinen übersät. Hofer griff nach dem Schalter am Radio neben dem Tisch auf dem Boden. Die Sprecherin las gerade eine Eilmeldung vor.

„Der Bischof von Basel wurde vor einer halben Stunde tot in Bern aufgefunden. Er soll am Muristalden oberhalb des Bärengrabens erstochen worden sein. Der Geistliche wurde danach von seinem Mörder, der sofort nach der Tat verhaftet werden konnte, von dem jedoch zurzeit noch nichts bekannt ist, in den Berner Bärengraben geworfen. Die Besucher und Passanten mussten laut einem Augenzeugen zusehen, wie ein grosser, kräftiger Mann mit dem offenbar schon leblosen Bischof auf seinem Rücken raschen Schrittes auf das Bärengehege zu rannte und die Leiche über das Gelände nach der Bärin Selma warf. Diese rannte ihrerseits sofort auf den Körper zu und verbiss sich in seinem Kopf. Erst nach ein paar Minuten konnte der Wärter die Bärin von der blutüberströmten Leiche ablenken und in den Käfig zurückbringen. Die Sanitäter, die sofort vor Ort waren, konnten nur noch den Tod des Bischofs feststellen...“

Hofer hörte regungslos zu, einen Bissen Brot im Mund. Nach minutenlangem Starren ins Leere, so dass die Augen in die Ferne schweifen und den Punkt, den sie fixieren wollen, unscharf und

stattdessen das Umliegende scharf werden lassen, machte er sich auf, den Schalter am Radio zu betätigen. Die Moderatorin konnte gerade noch die Börsenkurse verlesen. „Die Schweizer Abort... entschuldigen Sie, die Schweizer Börse schloss mit einem leichten Plus von 10 11... Entschuldigung, mit einem Plus von 0,3 Punkten.“

Als die Radiostimme verstummte, wunderte sich Hofer ob der ungeschickten Weise der Moderatorin. Versprecher waren am Radio zwar keine Seltenheit, aber die Stärke des Versprechers war doch sonderbar. Aber der Bischofmord musste wohl auch der Sprecherin nahe gegangen sein.

Auch in Hofers Gedanken hatte sich dieses Bild festgehakt. Ausser der Natur seines Berufes musste es die Nähe zum Geschehen und die sich in seinem Kopf abspielende groteske, ja fast gladiatorenhafte Szene sein, die sein Aufgewühltsein erklären konnte. Der Mörder musste einige Ressentiments gegenüber der katholischen Kirche hegen. Hofer rechnete nicht damit, dass ihn Rindlisbacher deswegen anrufen würde. Mit solchen Fällen beauftragte er meistens die jüngeren Redakteure. Zolliker wird sich wohl darum kümmern müssen, dachte Hofer. Er war zwar nicht sonderlich begierig darauf, sich mit Unglücksfällen und Verbrechen herumzuschlagen, dennoch lief er nun in seinem unordentlichen Appartement ziellos umher, kratzte sich am Hinterkopf und überlegte.

Draussen war es stockfinster geworden. Das Nachessen auf dem Holztisch hatte Hofer vergessen, als plötzlich das Telefon klingelte – er besass noch einen Apparat mit Wählscheibe und richtiger Klingel. Hofer besass auch kein Mobiltelefon. Seine Cousine, Susi, die mit ihrem Mann nach Kalifornien ausgewandert war, grüsste am anderen Ende mit einem nervigen Rauschen als Nebengeräusch.

„Wie kalt ist es bei Euch?“, fragte die sonnenverwöhnte Verwandte schelmisch.

„Kalt genug, um seinen Atem als steten Begleiter vor sich zu sehen“, versicherte er ihr. Das Gespräch war herzlich.

Susi erzählte, der Jüngste sei nun auch endlich in der ersten Klasse, ihr Mann befördert worden und sie schlage sich gerade mit einem Hexenschuss herum. Hofer berichtete über seinen anstrengenden Tag, die Politiker würden immer noch lügen und seine Wohnung sei immer noch nicht fertig eingerichtet. Das war eine Untertreibung. Sie fragte, ob er denn immer noch keine neue Frau gefunden habe. Er verneinte. Die letzte liess sich von ihm aushalten, bis sie einen zahlungskräftigeren Mann gefunden hatte. Hofer hatte geflissentlich weggesehen und war jetzt dabei, die ganze Geschichte zu verdrängen. Einzig ihren Duft behielt sich Hofer in Erinnerung, der ihm lieblich anmutete.

Nach einigem Hin und Her richtete Hofer das Gespräch auf den Bischofmord. In einer unglaublichen Detailliertheit schilderte er den Tathergang, liess sich von seiner Phantasie leiten, als wäre er vor Ort gewesen: wie sich die Bärin Selma auf den in sein Arbeitsgewand gehüllten toten Geistlichen stürzte, wie dabei das goldene Kreuz von seinem Hals gerissen wurde und sich ihr Gebiss an seinem Gesicht festhakte... eine Live-Horrorshow für die Passanten.

Susi unterbrach die groteske Berichterstattung des Reporters und erzählte ihrerseits am anderen Ende aufgeregt von zwei Morden, die sich ebenfalls eine Stunde zuvor in ihrer Stadt ereignet hätten. Auch sie hatte Radio gehört, als ihr der Bericht über die Morde an einem lokalen Parlamentsmitglied und einem Industriellen aufgefallen waren, die beide unter ähnlich bizarren Umständen ums Leben kamen. Der erste wurde von einer Brücke gestossen und der zweite im Presswerk seiner Unternehmung zerquetscht. Letzterer überlebte die Tortur, musste noch volle zwei Stunden leiden und verstarb auf dem Weg ins Spital.

„Hm!“, war das einzige, was Hofer darauf erwidern konnte.

„Das ist doch eine traurige Welt, in der wir heute leben!“, tönte es durch den Hörer. Ein tiefer Seufzer folgte.

„Die Menschen waren früher noch viel grausamer, nur erfahren wir heute die Dinge eher.“

„Eh ja, item...“, sagte Susi im Bernerdialekt. „Es cheibe Züügs isches uf dere Wäut!“

Hofer konterte mit einem weiteren Gemeinplatz und sagte schliesslich: „Also...“ Das sagte er immer, wenn er ein Gespräch beenden wollte. Er kratzte seinen Dreitagebart, den er später noch rasieren wollte, und wünschte Susi alles Gute.

Der Schlag, der durch das Auflegen des Hörers ausgelöst wurde, gewann dem Apparat ein einmaliges, nur leises Klingeln ab. Nachdenklich schlich Hofer um die Kartons herum. Er wollte Rindlisbacher nicht mehr stören, dieser würde mit dem Bischofmord sicher genug um die Ohren haben, dachte er. Also nahm er sich vor, mit dem Wenigen an Informationen, das er bereits vor der Pressekonferenz in den Händen hatte, einen einigermaßen vernünftigen, sachlichen Artikel darüber zu schreiben. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und begann, Sätze zu formen, Wörter aufs Papier zu werfen, die er später nur noch mit den fehlenden Informationen ergänzen musste.

Als die Kirchenuhr der Sankt Marien-Kirche – da der Wind günstig lag und gerade kein Zug auf dem nahen Bahngleis holperte – zehn Uhr schlug, stand er auf. Der Ebereschenbaum vor seinem Fenster sah in der nebelumschlungenen Dunkelheit aus wie eine Bestie aus einem Schauerroman. Seine Äste bewegten sich im Wind und fast machte es den Anschein, als würden sie nach Hofer greifen. Das tänzelnde Licht der Strassenlaterne verstärkte dies noch. Die Lichtintervalle machten die Bewegung der Äste stotterig.

Das Bett war ungemacht. Die Abendtoilette blieb kurz. Er werde einige Neujahrsvorsätze machen müssen, dachte Hofer. Kurz vor dem Einschlafen liess er nochmals den Bischofmord, so wie er ihn sich vorstellte, in Gedanken ablaufen. Dann streckte er sich zum Schlaf.

## **Kapitel II**

Am Morgen wurde Hofer durch den schrillen Klang des Telefons neben seinem Bett wach. Aus Trägheit besass er einen zweiten, genau gleichen Apparat im Schlafzimmer, aber in hellgrün. Es war beinahe sieben Uhr.

„Hofer, bischt wach?“, erklang eine tiefe, rauchige Stimme. Es war Rindlisbacher.

Rindlisbacher nannte Hofer immer beim Nachnamen, obwohl die beiden auf Dufzuss standen. Sie waren zusammen auf dem Kirchenfeldgymnasium, doch die Freundschaft der beiden blieb seither rein beruflich.

„Nein!“, gab Hofer mit belegter Stimme etwas zu laut und zu unhöflich zur Antwort. Er war bärbeissig. Rindlisbacher erwiderte ein „Sehr witzig, Hofer!“.

Doch Hofer war durchaus noch nicht wach, wie er Rindlisbacher versicherte. Seine verklebten Augen schmerzten, also rieb er sie mit der freien Hand. Die Zahl auf dem Wecker zeigte jetzt genau sieben Uhr. Mühsam richtete er sich auf und entgegnete dem ungeduldig wartenden Chefredaktor mit einem „Schiess los“.

„Du hesch sicher scho vom Bischofmord geschter Abä ghört, oder?“, fragte Rindlisbacher in breitem Berner Oberländerdialekt.

„Hast Du nicht Zolliker damit beauftragt?“, wollte Hofer immer noch etwas mürrisch und mit wenig Melodie in der Stimme wissen.

„Dänk scho, aber es gibt da ein Problem. Wie Du sicher weisst, konnte der Täter, ein 42-jähriger Thuner mit Namen Nyffenegger, gleich nach der Tat verhaftet werden. Er befindet sich in Untersuchungshaft im Amthaus. Und jetzt hör zu: Fahnder Friedrich gewährt uns ein Exklusivinterview mit dem Täter!“

Die Art und Weise, wie Rindlisbacher dies sagte, verriet einerseits den Triumph, den Rindlisbacher durch die Story verspüren musste, andererseits schwang auch ein fragender Unterton mit. Wollte er etwa Hofer mit diesem durchaus ungewöhnlichen Auftrag betrauen? Hofer meinte, es sei komisch, dass der alte Friedrich dem „Bund“ eine solche Sache genehmigen würde. So etwas habe es gewiss noch gar nie gegeben, gleich nach der Tat – und erst noch bei so einer Tat! Ob es überhaupt legal sei, wollte er wissen.

„Äuä, dumms Züg, und sowieso: legal, illegal, egal“, meinte Rindlisbacher beinahe übermütig.

„Und was geht mich das Ganze an?“, fragte Hofer immer noch mürrisch.

„Friedrich will, dass Du das Interview führst!“, gab Rindlisbacher auch zunehmend entnervt zur Antwort.

„Ich? Warum ich? Ich interessiere mich nur für Wirtschaft und Politik, nicht für Unglücksfälle und Verbrechen!“

„Friedrich meint, Du bist der einzige, der fähig ist, mit dem Mann zu reden. Anscheinend ist der Typ ziemlich durchgeknallt. Auso, chum scho, Hofer. Zier dich nicht so und zieh dich an, der Fahnder erwartet Dich in einer halben Stunde im Amthaus.“

Hofer atmete tief ein und blies die Luft direkt in die Hörmuschel, sodass ihn Rindlisbacher seinerseits vom Ohr nehmen musste. „Um Acht bin ich da!“, knurrte Hofer und knallte den Hörer auf den Apparat, ohne sich zu verabschieden.

### **Kapitel III**

Nachdem er in die Schuhe gefunden hatte, trat Hofer aus der Tür ins Freie und sah, wie eine Krähe erhaben auf der hohen Tanne neben dem Block ihr Territorium überblickte. Der Novembermorgen hatte alle gängigen Attribute: beissende Kälte, nasser Nebel und ein viel zu zaghaftes Tagen der Sonne. Das Krächzen machte den Anschein, als verspottete die Krähe Hofer – weil der verwöhnte Mensch die Kälte nicht erträgt. Dann erhob die Krähe ihre mächtigen Flügel und schwang sich im Halbdunkeln der Strassenlaternen, die dem tagenden Morgen eine seltsame Schwere verliehen, davon. „Wo gehen Vögel hin zum Sterben?“, fragte sich Hofer, während er seinen Mantelkragen mit schlotteriger Faust zusammenpresste. „Wahrscheinlich in die Wälder“, sagte er mit tonloser Stimme vor sich hin. Auf den Strassen und in den Gärten sehe man doch nur selten einen toten Vogel. Im Wald an der Aare aber, wo er ab und an spazieren ging, glaubte Hofer, schon des Öfteren einen toten Vogel vor sich hin rothen gesehen zu haben.

Die Lorrainestrasse war schon ziemlich belebt, alte Menschen vom nahen Altersheim mussten schon viel zu lange wach gewesen sein. Die Glocke der Sankt Marien-Kirche schlug acht Mal. Hofer war es egal, dass er zu spät ins Amthaus kommen würde. Überhaupt war er sich noch gar nicht sicher, ob er das Interview führen sollte, denn beim achten Schlag der Kirchenglocken wurde er sich wieder der Natur des Mordes bewusst. War es ein Religionsmord?

Vor dem kleinen Laden vorne an der Lorrainestrasse bei der Autogarage, der bereits geöffnet hatte, stand Jasper. Jasper war stets schwarz gekleidet. Einzig die Haare waren noch schwärzer. Pechschwarze Strähnen hingen ihm ungewaschen ins Gesicht. Nur in der Mitte glänzten vereinzelt graue Haare. Auch die Augen waren schwarz, oder zumindest sehr, sehr dunkel – bewacht von schwarzen Augenbrauen. Eigentlich bildeten einzig die Haut und die grauen Strähnen einen Kontrast zu der schwarzen Erscheinung. Jaspers Gesicht war das Gesicht eines arabischen Mannes. Er war Alkoholiker, hing den ganzen Tag auf den Strassen der Lorraine herum. Manchmal war er auch in der Altstadt anzutreffen. Hofer begegnete ihm oft. Manchmal grüsste er ihn. Es war nicht sicher, ob Jasper ihn jeweils überhaupt wieder erkannte.

Das Gesicht von Jasper war regungslos, strahlte eine gewisse Erhabenheit aus. Es war immer dasselbe. Am Morgen, am Mittag und am Abend. In der Nacht, wenn man ihm im Dunkeln begegnete, konnte man ein gewisses Angstgefühl nicht unterdrücken. Vor allem als Frau musste es sehr unangenehm sein, ihm spätnachts über den Weg zu laufen. So weit Hofer wusste, war Jasper aber überhaupt nicht gefährlich. Er war durchgeknallt, ja. Aber er tat keiner Fliege etwas zu leide, hatte er Leute sagen hören, die es wissen mussten. Jasper mahlte Bilder. Komische Bilder mit dunklen Gestalten. Er mahlte sie auf Papier, das er jeweils zusammenrollte, unter dem Arm mitführte und den Menschen, die seinen Weg kreuzten, feilbot. Er schaute ihnen dann immer tief in die Augen und deutete ein Lächeln nur an. Die Augen glänzten, ja funkelten jeweils dabei.

Als Hofer jetzt neben ihm vorbeiging, begegneten sich ihre Blicke für einen Moment. Hofer nickte; Jasper verharrte starr.

Weiter vorne hatten auch die anderen Läden bereits geöffnet und schluckten und spuckten unentwegt Konsumenten.

Die nackten Bäume im November erscheinen gar nicht so trostlos, wie man es sich im Sommer vorstellt, wenn sie in sattem Grün gekleidet vor einem stehen, dachte Hofer. Die wenigen Sträucher, etwa der Buxus, die ihr dunkles Grün auch im Winter behalten, würden beinahe verloren daneben stehen. Sonst verliehen nur vereinzelt Graffitis an den Wänden der altehrwürdigen Berner Häuser, deren Sandstein grünbraun schimmerte, dem Lorrainequartier ein bisschen Farbe an diesem kalten Novembertag. Regen kündigte sich am Himmel an. Vielleicht schon Schnee.

Entlang der langen, schmalen Lorrainestrasse stachen Hofer schliesslich die Graffitis ins Auge. Es waren keine besonders guten dabei. Hofer mochte die Graffiti-Kunst sonst aber. Er selber war ungeschickt mit den Händen. Er konnte auch nicht sonderlich gut Klavier spielen, Töpfern oder Bälle werfen. Doch Graffitis, die nicht nur kunstvoll gezeichnet, sondern auch eine Botschaft enthielten, das tat ihm gut. Dafür konnte er sich begeistern. Nicht so sehr für die zeitgenössische Kunst, die das Berner Kunstmuseum seinen Besuchern zumutete. Bern hatte durchaus tolle Graffitis zu bieten. Etwa entlang den Autobahnen oder den Bahnlinien.

Als Hofer die Ausfahrt erreichte, die in die Nordringstrasse über die Lorrainebrücke mündet, zogen weitere dunkle Wolken auf. Die Strasse war nass vom Nebel. Hofer umfasste wieder seinen Mantelkragen mit einer Faust, deren Haut bei den Knöcheln feuerrot leuchtete.

## Kapitel IV

Seine Füße hatten die nebelfeuchte Steintreppe zum Eingang des Amthauses seit damals nicht mehr bestiegen. Damals, als ein guter Freund von Hofer wegen Mordes verhaftet wurde. Er besuchte ihn in der Untersuchungshaft. Privater Natur. Kein Interview. Hofer konnte einfach nicht verstehen, warum Karl – mit dem er so manche späte Stunde in der Beiz verbracht, auch viel mit ihm gemeinsam hatte. Was die beiden einst an Szenarien entwarfen! –, warum Karl gemordet hatte. Es war aber nicht zu leugnen. Esleckte keine Geiss weg. Hofer hasste diese Redewendung zwar, aber jetzt, da sie ihm durch den Kopf schoss, dünkte sie ihm passend.

Karl hatte einen hohen Regierungsbeamten, einen Sozialdemokraten, umgebracht. Einen Tag nach Hofers Besuch im Amthaus fand man Karl tot in seiner Zelle auf. Erhängt. Selbstmord. Der Fall war erledigt. Seine Frau, die Hofer auch kannte und ab und zu in der Lorraine beim Einkaufen antraf, sah er nur noch selten danach. Sie zog sich zurück, mied Menschen, auch Hofer. Gab keine Auskunft, keine Interviews über ihren Mann. Die Kinder gingen ins Ausland.

Und nun musste Hofer also erneut in den Gemäuern des Amthauses wandeln, dessen Inneres wohl manch traurige Geschichte erzählen konnte. Die Tür, massives Eichenholz, die er mit zitternder Hand anstieß, öffnete sich von selbst. Sesam öffne dich!, dachte Hofer und bemerkte, wie oben an der Tür eine automatische Vorrichtung angebracht war.

Drinnen empfing ihn der Pförtner: ein älterer, eher grobschlächtiger Herr in Kleider, die ältere Menschen anziehen. Hofer fragte sich, ob er eines Tages auch solche Kleider anziehen werde, wie sie die meisten Senioren tragen. Grau und Braun die gängigen Farben. Freude kam da keine auf. Nicht, dass Hofer modebewusst war, aber er war der Meinung, gewisse Dinge würden bei der Kleiderwahl einfach nicht gehen. Der Pförtner hatte die Haare streng zur Seite gekämmt. Auch sein Blick war streng. Wohl lebenslänglich... im Dienste der Stadt, dachte Hofer.

Nachdem er sich vorgestellt und auf den Grund seines Besuches hingewiesen hatte, meinte man, er habe zu warten, möge kurz Platz nehmen. Man führte ihn zu den olivgrünen Polstersesseln, die zwischen übertrieben geschmückten, riesigen Blumentöpfen standen. Die Blumen darin waren im Vergleich zum Topf winzig klein. Dazu waren die Blätter mit goldenem Glitter besprüht, was dem ganzen Arrangement einen weihnächtlichen Unterton gab. Hofer setzte sich und bäugte das Gestrüpp arrogant von der Seite.

Zu seiner Rechten öffnete sich nach ungefähr einer Minute eine Tür.

„Hallo Robert“, begrüßte ihn ein kleiner, hagerer Mann mit Brille, die Haare graumeliert, aber immer noch voll. Sein Anzug hatte eine kostbare Farbe, wie Hofer dachte. Es musste sich um ein Kornblumenblau handeln. Der Flanellanzug sah teuer aus und sass wie angegossen. Der Knoten am Kragen war der eines Selbstbinders. Selbst die Spitzen des ungestärkten Hemdkragens leuchteten blendend weiss. Die Hosen hatten Bügelfalten.

„Hallo Fritz“, erwiderte Hofer, verzog den Mundwinkel unmerklich und stand auf. Die Melodie seiner Stimme sang im Vergleich zu Fahnder Friedrichs in einer höheren Tonlage, was Hofer unabsichtlich tat, noch im selben Augenblick bemerkte und sogleich bereute. Die beiden hatten eine Vergangenheit. Nicht, dass sie einander feindlich gesinnt gewesen wären, aber das Verhältnis der beiden war bestimmt von gegenseitigem Respekt und gleichzeitig gegenseitiger Verachtung. Hofer, der hartnäckige, linke und unerbittliche Journalist vom „Bund“. Friedrich, der staatstreue, stets korrekte, konservative Fahnder der Stadt Bern.

„Schön, bist Du gekommen, Robert. Ich dachte schon, du überlegst es Dir anders. Komm rein in mein Büro.“

„Ich überlege nie vor zehn Uhr morgens. Ich hatte also keine andere Wahl. Ich habe aber dennoch auf der Treppe zum Haupteingang beinahe einen Rückzieher gemacht.“

„Immer noch derselbe alte Rebell, gell, Robert?“, fragte Friedrich erhaben lächelnd, ohne eine Antwort zu erwarten. „Gut, ich komme sogleich zur Sache. Nimm doch Platz. Zeit ist Geld. Wie Du ja weisst, wurde der Bischof von Basel gestern am späten Nachmittag von seinem Mörder in den Bärengraben geworfen... Du hast die Story sicherlich am Fernseher verfolgt und Rindlisbacher hat Dir ja sicher schon alles erklärt. Der Mörder konnte noch vor Ort verhaftet werden. Er leistet keinen Widerstand. Es handelt sich um einen 42-jährigen Thuner, ein ziemlich hohes Tier in der Baudirektion. Nyffenegger mit Name. Er ist geständig... Der Bischof war offenbar privat in Bern und unternahm gerade einen Spaziergang im Obstbergquartier, als er von seinem Mörder angegangen wurde“ Friedrich hielt inne, nahm einen Schluck Wasser aus dem Glas, das vor ihm auf dem Schreibtisch gewartet hatte, stand auf und starrte zum Fenster hinaus, das wohl, wie Hofer vermutete, auf den Innenhof lugte.

Die Augen Friedrichs hatten immer einen etwas traurigen, auch müden Anschein. Manche lasen darin Arroganz, nannten ihn einen Prahlhans. Ein Geistlicher, der im Amthaus Gefangenenfürsorge betrieb und den Hofer kannte, nannte es ihm gegenüber einmal in Anlehnung an die Bibel „Hoffärtigkeit“, was er in Friedrichs Augen zu erkennen glaubte. Damit lasse sich auch eine Unnahbarkeit erbauen, eine gewisse Distanz und Erhabenheit zu seinem Gegenüber, doch die Grenze zum Hochmut sei klein. Hofer war nicht bibelfest, war nur zu Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen in Kirchen anzutreffen, und auch dann eher widerwillig. Andere wiederum meinten, der Friedrich wirke halt ein bisschen kühl, sei aber privat ganz nett.

Hofer kannte ihn früher privat. Während des Studiums waren sie mit einer Gruppe von Studenten ein paar Mal zusammen ausgegangen. Friedrich war ein ruhiger, zurückgezogener Typ. Er hatte nichts mit Frauen am Hut, war ein Tüftler, ein Streber, wie manche ihn nannten. Hofer sah grundsätzlich nichts Verwerfliches darin. Später ging Friedrich gar nicht mehr aus. Blieb zu Hause und lernte, wie er sagte, verbarrikadierte sich in seinem Elfenbeinturm, schloss denn auch sein Jurastudium mit einem der besten Notendurchschnitte ab, die es in der Geschichte der Universität von Bern je gegeben hatte. Kurz darauf heiratete er eine unscheinbare Bauerstochter aus Hilterfingen und trat in den Dienst der Stadt Bern ein. Keine Kinder. Hofer hatte gehört, man munkle, die Frau sei unfruchtbar.

Hofer wartete geduldig, bis Friedrich seinen Bericht wieder aufnahm. „Nun, der Mörder – Nyffenegger heisst er übrigens... Ach, habe ich schon erwähnt! – ist zwar geständig, doch da ist etwas Sonderbares an dem Mann. Er scheint komplett irr zu sein. Seine Augen sind blutunterlaufen, der Mann ist wie auf Droge. Wir haben natürlich sofort sein Umfeld kontaktiert und auch vernommen. Es sollte sich bei einem Mann seines Rufs ja um eine seriöse Person handeln. Klar, spinnen können auch die, aber zumindest im höchsten Masse gestört sind solche Leute meistens nicht. Aber die Frau ist völlig normal, die Kinder artig, wenn man das so auf die Schnelle beurteilen kann. Sie sind auch sonderbar ruhig geblieben, als ich sie persönlich von der Sache unterrichtet habe. Komisch ist auch die Wahl der ermordeten Person. Nichts am Mörder weist darauf hin, dass er etwas gegen die Kirche hat. Aber von allen Personen, die man so ermorden könnte, sucht der sich ausgerechnet einen Geistlichen, ja sogar den Bischof von Basel, die höchste Instanz der Katholiken in der Schweiz, aus.“

Hofer, der den Fahnder mit leicht gesenktem Kopf betrachtete, bemerkte, dass dieser ihm nie in die Augen sah, während er sprach. Bisweilen erwischte Hofer sich selbst dabei, wie er zwar den

Menschen, wenn sie erzählten, problemlos, ohne zu zwinkern, in die Augen sehen konnte, jedoch, sobald er die Rede übernahm, die Augen abwenden musste, manchmal aus Scheu oder wer weiss schon weshalb.

Friedrich hatte eine Pause gemacht und richtete den Blick jetzt wieder auf Hofer. „Nun, ich dachte mir, Du bist der beste Mann für das Interview.“ Und fügte hinzu: „Es könnte auch ein guter Abschluss für Deine Karriere sein.“

Mit diesem Satz erwuchs in Hofer wieder dieses ungute Gefühl, das ihn bei diesem Thema immer wieder ergriff. Es dauerte zwar noch ein paar Jahre, bis er das Pensionsalter erreichen würde, doch hatte er tatsächlich schon länger darüber nachgedacht, dem Berufsleben früher den Rücken zuzukehren und nach Kanada auszuwandern. Er hatte es satt, dieses ewige Theater im Bundeshaus, für das er Berichterstatter war. Es war reine Wiederholung. Das Leben eines Politikers lässt sich immer gleich beschreiben, egal welcher Seite er angehört: Junge Menschen gehen aus Überzeugung in die Politik, arbeiten sich empor, lecken Ärsche, bis die Zunge rau ist, steigen ins nationale Amt auf und werden nach ein paar Jahren so abgestumpft, dass Linke zu Kapitalisten und Rechte zu Reaktionären werden. Es gab niemanden, für den es sich zu bleiben lohnte, dachte Hofer oft – auch ausserhalb seines beruflichen Umfelds. Ebenfalls lagen seine beruflichen Höhepunkte mehrere Jahre zurück. Damals, als ihm der Journalistenpreis für seine Mitarbeit bei der Aufdeckung der nachrichtenlosen Vermögen verliehen wurde, war er einer der wichtigsten Meinungsmacher. Von seinen Kollegen wurde ihm aber ein paar Jahre später vorgeworfen, dass er sich auf seinen Lorbeeren ausgeruht und keinen wirklichen Journalistenehrgeiz mehr an den Tag gelegt habe. Er würde nur noch die allgemeine Meinung nachbeten, musste er sich von jenen gefallen lassen, in deren Texten er stets logische Fehler entdeckte, wenn er sie in der Printausgabe las.

Vor dem Fahnder liess sich Hofer jedoch nicht anmerken, dass ihn die Seitenhiebe wegen seiner für viele längst fälligen Pensionierung nervten, und fragte unvermittelt: „Seit wann werden eigentlich Untersuchungshäftlinge von einer Zeitung interviewt?“

Friedrich – der mit seiner Nase in einem Bericht steckte, der ihm ein Uniformierter in die Hand gedrückt hatte, der wiederum ohne an die Tür zu klopfen eingetreten war – blickte auf, direkt in Hofers Augen. „Du hast Recht, das ist ungewöhnlich, wir haben so etwas noch nie gemacht. Eine neue Studie aus Amerika verspricht aber genau mit dieser Strategie Erfolge...“ Die Augen Friedrichs funkelten kindlich. Die dunklen Wolken versprühten durch das raumhohe Fenster eine komische Traurigkeit im amtlichen Zimmer.

„Erfolge? Ich dachte, ihr habt den Schuldigen?“, fragte Hofer.

„Ja, ja, eigentlich schon. Aber... wir haben Grund zur Annahme, dass der Mann nicht alleine gearbeitet hat.“

Hofer hörte, was Friedrich zu sagen hatte. Augenzeugen, die den Mord beobachtet haben wollen, der sich oberhalb des Muristaldens, also oberhalb des Bärengrabens, ereignet hatte, glaubten, eine zweite Person im Gebüsch gesehen zu haben, deren Schatten sich jedoch in der Folge verloren habe.

Hofer legte seine Wangen in Falten. Er sollte also gewissermassen Polizeiarbeit übernehmen. Verdeckt. Als Reporter getarnt. „Was soll ich ihn den fragen?“, wollte er wissen.

Friedrich fischte ein Foto aus seiner Jackentasche und gab es Hofer. Darauf war das Portrait eines lächelnden, bieder frisierten und ebenso angezogenen Mannes zu sehen. Auf dem Hintergrund waren Wolken vor einem blauen Himmel zu erkennen. Es war Nyffenegger, der Bischofmörder.



„Egal, sprich einfach mal mit ihm. Sitz ihm gegenüber, schau ihm in die angsteinflössenden Augen, improvisiere. Er sieht dem Foto übrigens in nichts ähnlich.“

Darin war Hofer normalerweise gut, im Improvisieren. Doch es war immer noch sehr früh am Morgen, Hofer war weit davon entfernt, einen klaren Kopf zu haben. Widerwillig willigte er ein und verlangte im gleichen Atemzug einen Kaffee mit zwei Zucker.

## Kapitel V

Hofer wurde von einem Uniformierten, der ihm mit Namen Küng vorgestellt worden war, eine Etage tiefer geführt. Küng sprach kein Wort, während sie die Treppe hinunter liefen.

Auf der unteren Etage herrschte Aufregung. Gefangene wurden in Handschellen von Wärtern hin- und hergeführt. Die Gesichter waren grimmig – sowohl die der Gefangenen als auch die der Wärter. Einer in Handschellen machte Anstalten, als wollte er fliehen. Küng lief unbeirrt weiter, vertraute wohl voll und ganz seinen Kollegen und führte Hofer zur letzten Tür am Ende des Ganges, öffnete sie und meinte, man solle eintreten. Kungs Zähne waren gelblich verfärbt. Ein Lächeln zeichnete sich nicht ab, Hofer konnte dies beobachten, als Küng sprach. Hofer blickte zurück zum Fluchtgefährdeten und sah, dass die Wärter die Lage im Griff hatten.

Als die Tür hinter ihm geschlossen wurde, fand er einen abgedunkelten Raum vor sich. Die Wände glänzend glatt, ohne Bilder. An der Wand zu seiner Linken spiegelte sich sein Konterfei. In der Mitte des Raumes stand ein Tisch, an dem der Mörder zusammengeskauert auf einem Stuhl sass. Der Raum war genauso wie die Räume in den Krimis im Fernsehen. Er hatte insgeheim gehofft, dass sich die Situation, in die man ihn bringen würde, dergestalt darbieten würde. Hofer war nun der Cop, der den Mörder vernehmen musste. Er wusste noch immer nicht genau, was zu tun war. Also nahm er einen Schritt auf den Tisch zu.

„Darf ich mich setzen?“, fragte Hofer mit ruhiger, halblauter Stimme.

Der Mörder zeigte keine Reaktion. Der Mann war bleich, der Kopf gesenkt. Die geschwungenen Lippen spitz, krumm der Rücken, ein gedrungener Mann. Das schwarze Haar zerzaust. Es lag in verschiedenen Längen auf dem wirren Kopf. Hofer dachte, dass Nyffenegger normalerweise eine ziemlich kunstvolle Frisur trug, aber die er wohl bieder nennen würde. Eine Biederkeit, die er von einem hohen Tier aus der Baudirektion erwartete und die er zuvor auf dem Foto erkannte, war jedoch jetzt nicht zu entdecken. Der Beamte aus der Baudirektion schien auf seinem Lebensweg einen rechten Winkel gemacht zu haben.

Hofer setzte sich auf den Stuhl, der gegenüber dem Gefangenen am Tisch für ihn bereit stand, und streifte sitzend seinen Mantel über den Rücken auf den Stuhl ab. Eine Tasse schwarzer Kaffee stand dampfend vor ihm auf dem Tisch bereit.

„Mein Name ist Hofer. Man hat mich gebeten, mit Ihnen über das Vorgefallene zu sprechen. Wie kam es dazu?“

Hofer überlegte nicht. Die Frage kam unvermittelt. Sie war vielleicht zu schnell auf den Punkt gebracht, dachte er sogleich. Andererseits konnte man den Mörder kaum fragen, wie es ihm denn gehe. Auch das Wetter war kein guter Gesprächseinstieg. Hofer fand sich in einer Situation wieder, in der er nie zuvor gewesen war und in der er eigentlich nie sein wollte. Vor ihm sass ein Mörder, der am Tag zuvor noch ein biederer Planungsdirektor in der Baudirektion gewesen war. Der Mann war weder

katholisch noch Atheist, er hatte einen Strafregisterauszug, der weisser nicht sein konnte. Hofer sollte als Journalist das aus ihm herausbekommen, was die Polizei nicht konnte. Einen Hinweis aus ihm herausstricksen. Klare Angaben von einem zweiten Mann oder gar den Auftraggeber herauspressen.

Der zusammengekauerte Mann vor ihm, der seine Hände vor sich in Handschellen wusste, presste die Lippen zusammen und spannte sie gleichzeitig, so dass kleine Äderchen an den Mundwinkeln hervortraten. Endlich erhob er sein Haupt. Seine Augen waren tatsächlich blutunterlaufen und fixierten abwechslungsweise verschiedene Punkte im Raum, bis sie schliesslich auf Hofer trafen, als im selben Moment ein weiteres Äderchen im linken Auge platzte. Der Mann verzog das Gesicht und ein kleines, angsteinflössendes Lächeln zeigte sich darauf ab.

„Nehmen Sie sich in Acht. Ein Geist geht um in Bern. Hihhi... nehmen Sie sich in Acht!“, brach der Mörder los. Er bewegte dazu wild seinen Kopf hin und her und wiederholte ständig „Nehmen Sie sich in Acht!“ und begann, immer heftiger zu lachen.

„Was ist das für ein Geist, von dem Sie sprechen?“, fragte Hofer ganz ruhig, während er ein kleines Aufnahmegerät aus der Manteltasche fischte und vor sich hin auf den Tisch legte. Ein rotes Lämpchen leuchtete auf.

„Oh, ah, uh... janusköpfig, janusköpfig. Gerecht ist, was Recht ist. Ränkeschmiede, Ränkeschmiede...“ Der Mann versuchte aufzustehen, doch hinderten ihn daran die Ketten, die seine Handschellen mit Fussfesseln verbanden, also sank er wieder auf den Stuhl zurück und legte seine Hände vor sich auf dem Tisch in Falten wie zum Gebet.

„Abortus, abortus, haben sie gesagt... Der Heiland kommt. Der Heiland kommt nicht. Der Heiland kommt...“ Seine Augen wurden noch feuriger und er versuchte abermals aufzustehen. Doch wieder hinderten ihn die Ketten. „Ranküne“, stiess er laut hervor. Das Wort nahm sich gegenüber den anderen noch merkwürdiger aus.

Hofer beobachtete den Mörder. Während dieser sprach, zuckte sein Körper leicht, als fröstelte es ihn. Seine Augen wanderten wild im Zimmer umher. Sein Unterkiefer begann zu zittern. Er presste die Lippen zusammen, bis diese ebenso zu zittern begannen. Der Unterkiefer wurde immer unsicherer, eine Träne kullerte über seine Backen, die von schlecht gepflegter Haut bespannt waren. Plötzlich brach der Mörder in Tränen aus.

Hofer wusste nicht, was er tun sollte. Schon wollte er aufstehen und den Mann trösten, doch so schnell dieser zu weinen begonnen hatte, so schnell blickte er wieder auf, rieb sich die Tränen, da er in Handschellen gefesselt war, mit beiden Händen aus den Augen und sagte: „Es ist eine Revolution. Ach, was sage ich, eine Rebellion. Du musst ihnen nur auf die Schliche kommen.“ Als er dies sagte, schaute er Hofer direkt in die Augen. Die blutroten Äderchen funkelten und in diesem Moment glaubte Hofer, in den irren Mörderaugen eine gewisse Ernsthaftigkeit zu entdecken. Hofer überlegte, ob der Mann vielleicht nur eine Maskerade veranstaltete. Doch noch während er diesen Gedanken für sich formulierte, fing Nyffenegger wieder wild zu lachen an. Das Lächeln auf seinem Gesicht machte dabei den Anschein, als sei es gefroren. Die Lippen langgezogen und die Augen zu kleinen Schlitzen geformt, brachen aus ihm Töne hervor, die man von einem Mann seiner Statur nicht erwartet hätte.

Hofer versuchte noch einmal, eine Frage zu formulieren. „Hat Ihnen dieser Geist, von dem Sie sprechen, den Auftrag gegeben, den Bischof von Basel zu ermorden?“

Der Mörder bewegte seinen Kopf hin und her und starrte auf die glatte Tischplatte, auf dem sich sein Gesicht spiegelte. Das gefrorene Lächeln war etwas weniger kalt, aber immer noch da.

„Man muss nur die richtigen Töne treffen. Die Kinder können es am Besten. Kinder, Kinder, heut‘ wird’s was geben...“, der Mann, der kurz zuvor für einen Moment normal gewirkt hatte, wurde wieder zum Kind, sprach wild und zusammenhangslos.

Hofer war müde, auch wenn er durch diese sonderbare Begegnung etwas nervös wurde und seine Müdigkeit dabei fast vergass. Doch als er kurz die Augen schloss, wurde er sich dessen wieder gewahr. Er schüttelte den Kopf, da der Mörder wieder anfang, hysterisch zu Lachen wie ein Kind.

Also stand Hofer auf und klopfte dreimal an die Tür, zu der er reingekommen war. Küng öffnete und nickte wortlos.

## Kapitel VI

Beim Hinausgehen wartete der Chefredaktor Rindlisbacher bereits aufgeregt auf ihn. „Nun, wie ist es gelaufen?“, wollte dieser wissen.

Hofer schwitzte. Seine Achselhöhlen waren nass. Ein Tropfen lief ihm von der Stirne herunter über die Augenbrauen. Er musste ihn mit dem Rücken seines gewinkelten Zeigefingers aus dem Auge wischen, was den Anschein machte, als würde Hofer Tränen abtupfen. So ein Interview hatte er wahrlich noch nie geführt. „Es war... sonderbar“, stammelte Hofer.

Rindlisbacher legte seine Hand etwas bemitleidend auf Hofers Schulter und führte ihn zurück in die obere Etage zur Sitzgruppe für Wartende. Wo denn Friedrich sei, wollte Hofer endlich wissen, als sie Platz genommen hatten. Der habe sich entschuldigt, sei in einer wichtigen Sitzung. Aber das spiele jetzt keine Rolle, man solle das Interview sowie den längst fälligen Bericht der gestrigen Konferenz ins Reine bringen. Mit „ins Reine bringen“ meinte Rindlisbacher die Reinschrift der beiden Berichte. Heute Abend um zehn Uhr sei Redaktionsschluss. Als ob Hofer das nicht wüsste, es war doch seit Jahren um zehn Uhr Redaktionsschluss.

Rindlisbacher stand auf und empfahl sich. Er habe noch etwas im Haus zu erledigen. Also stand auch Hofer auf und verliess das Amthaus durch die schwere sich automatisch öffnende Türe, durch die er gekommen war, und dachte an Nyffenegger, den biedereren Beamten, der zum Bischofmörder wurde, und an Karl, seinen Freund, der vor Jahren einen Sozialdemokraten ermordet hatte, obwohl er selbst einer war, und sich danach selbst richtete.

Der Himmel glänzte nun hell als graues Aquarell. Der Nebel blieb an den Dächern hängen.

Bern, dachte Hofer, war nicht mehr jenes Bern, das Dürrenmatt in seinen Romanen beschrieben hatte. Auch der „Kommissär“, der hier Friedrich hiess und die Berufsbezeichnung Fahnder trug, hatte nichts gemein mit „Kommissär Bärlacher“. Viel Wasser war seither die Aare hinunter geflossen. Hofer lief über die Lorrainebrücke. Grosse Romane sind im Nachhinein oft erschreckend banal, dachte er und wollte nach Hause gehen, seine Gedanken sammeln.

An der Kreuzung nach der Brücke stand Jasper auf dem Inselchen, das sich zwischen der Ein- und Ausfahrt in die und aus der Lorrainestrasse bildete. Am Boden vor ihm stand eine offene Bierdose. Jasper wachte über den Verkehr, der durch den starken Nebel unsicher neben ihm vorbeisclenderte. Er war mit sich selbst beschäftigt, führte Selbstgespräche. Unter dem Arm steckte eine zusammengerollte Zeichnung. Die Bauarbeiter, die in ihrem Lieferwagen in Ölanzügen gekleidet vorbeifuhren, winken ihm belustigend zu. Sie mussten Jasper kennen, denn sie nannten ihn beim Namen. Jeder kannte Jasper, er war ein Original.

„Lang hat’s gedauert. Bhüeti Gott. Das Ende naht“, kam es undeutliche aus Jaspers Mund. „Ranküne! Ranküne! Ranküne!“

Hofer machte sich manchmal einen Spass daraus, die Sätze der Menschen zu beenden, indem er versuchte, das Ende zu erraten. Meistens gelang ihm dies. Bei Jasper aber war dies normalerweise nicht möglich. Und bei den drei letzten Worten Jaspers horchte Hofer erst recht auf. Hatte Jasper tatsächlich gerade „Ranküne“ gesagt? Er näherte sich Jasper auf ein paar Meter, bückte sich und öffnete seine Schuhbündel, um sie darauf wieder ungeschickt und langsam zuzubinden, damit er so der Rede Jaspers noch ein wenig länger unauffällig zuhören konnte.

„Sollen sie doch. Ha, wär ja gelacht, wenn der alte Jasper nicht auch plötzlich wieder eine Rolle spielen könnte. Sei’s drum. Abort, haben sie gesagt. War ja klar. War ja klar. Ich hätt’s ihnen sagen können. Aber auf den alten Jasper hört ja kein Mensch...“ Seine Bäckchen wurden feurig, als Jasper diese Worte sprach.

Hofer hörte zum zweiten Mal an diesem Tag einen Menschen völlig irr vor sich hin reden. Bei Jasper war er sich nichts anderes gewöhnt, aber nach dem Interview mit Nyffenegger war das natürlich eine andere Sache. Vor allem weil beide dasselbe Wort in den Mund nahmen. Ein Wort, das Hofer noch nie zuvor gehört hatte. Das Wort hiess Ranküne.

Hofer stand auf und liess Jasper mit seiner Zeichnung unter dem Arm und der Bierdose am Boden stehen und glaubte, dass dieser ihn beim Lauschen nicht bemerkt hatte. Hofer hielt es für sinnlos, Jasper irgendeine Frage zu stellen. Er hielt ihn für verrückt. Zuerst wollte er mehr über dieses Wort herausfinden. Jasper laufe ihm schon nicht davon, er sei schliesslich gewissermassen ein Versatzstück der Lorraine. Er war immer irgendwo anzutreffen.

Dem Rosenbeet im Lorraine-Park war schon ein Kleid aus Sägespännen angelegt, damit die Rosen nicht frieren im Winter. Hofer bemerkte das Blinken eines hellen Gegenstandes im Beet. Es war eine silbrige Bocciakugel, mit der man im milden Sommer zuvor gespielt haben musste und die jetzt vergessen in der kargen Erde lag.

Hofer kreuzte bei der Migros einen alten Bekannten. Einen Künstler, den alle nur Art nannten. Sein richtiger Name war Art wahrscheinlich zu bieder, niemand kannte ihn. Art war etwas maniert. Und er trieb gerne Possen. Aber er war jedenfalls immer informiert, was sich in der Kunstszene so tat. Also kannte er auch sämtliche Graffiti-Künstler in Bern, die ihren Aktivitäten meist auf illegalem Wege nachgingen. Hofer stellte sich manchmal vor, wie es wäre, wenn er zeichnen könnte. Aber Hofer konnte nicht zeichnen. Er war äusserst schlaksig mit seinen Händen. Vielleicht hätte er es einmal mit Singen probieren sollen. Unter der Dusche klang dies jeweils gar nicht so übel, wie er dachte.

Auf jeden Fall war Art in ziemlicher Aufregung. Ob er es denn noch nicht gesehen habe, wollte er wissen. Hofer verneinte ein Wissen, also erklärte Art:

„Na irgend so ein Einfaltspinsel hat wieder zugeschlagen!“

Mit Einfaltspinsel hatte Art eine treffende Beschreibung für jene Sprayer gefunden, die nichts Besseres im Sinn haben, als die Wände mit nichtssagenden Sätzen, Wörtern oder ihrem Tag vollzusprayen. Auch Hofer nervte sich immer wieder daran. In zahlreichen Artikeln hatte er davor gewarnt, die Sprayer nicht alle in einen Topf zu werfen, was bisweilen der Grundansicht der Bevölkerung entsprach. Schöne Graffitis verschönern auch das Stadtbild, war Hofer stets überzeugt. Immer wieder kam es aber vor, dass eben so ein Einfaltspinsel die Wände der Stadt Bern verunstaltete. In Tat und Wahrheit waren die Einfaltspinsel stark in der Überzahl.

„Was schreibt er denn so?“, fragte Hofer.

„Abort!“, begann Art mit lauter Stimme zu schwadronieren, während er den linken Zeigefinger in die Höhe streckte. „Abort! Was soll denn das nun wieder bedeuten. Will er, oder sie, auf unsere ausufernde Lebensweise aufmerksam machen? Und dann wieder diese unsägliche Schrift...“

Art machte auf das zweite bezeichnende Merkmal von Einfaltspinseln aufmerksam: Der Mangel an künstlerischer Fingerfertigkeit.

Abort war also das neue Wort, mit dem Bern eingekleidet worden war. Abort?, fragte sich Hofer. Kam nicht Jasper zuvor gerade das Wort Abort aus dem Mund geschossen? Und hatte er es nicht auch sonst kürzlich irgendwo gehört? Hofer machte ein ernstes Gesicht. Art wollte wissen, ob mit ihm denn auch alles in Ordnung sei. Hofer ging nicht darauf ein. „Sag mal, Art. Sagt Dir das Wort Ranküne etwas?“

Art schürzte die Lippen, legte seinen linken Ellbogen in die hohle Rechte und stützte den Kopf mit der linken Faust – und das im Stehen. Dann verzog er auch noch die Augenlider zu Schlitzen. Nach ein paar Sekunden kam die Antwort: „Noch nie gehört.“

## Kapitel VII

Nachdem Hofer zu Hause ein paar Hindernisse umgangen und den Mantel über den einzigen freien Stuhl geworfen hatte, startete er seinen Computer – die einzige Errungenschaft der neueren Neuzeit, die bei Hofer Einzug gefunden hatte. Im Internet tippte er das Wort Ranküne ein. Es deckten sich viele Einträge mit dem sonderbaren Wort, doch er sah auf den ersten Blick, dass er so nicht weiter kommen würde, denn das Wort war nichts anderes als ein lateinisches Wort und bedeutete soviel wie Feindseligkeit, Hass. Es gab Weissgott genug Themen, auf welche diese Gefühlsregung zutraf. Hofer konnte keine Verbindung zu Nyffenegger oder Jasper entdecken. Auch wenn das Internet nicht mehr aus dem Alltag wegzudenken ist, scheint doch immer noch nicht alles Wissen darin vorhanden zu sein.

Also stand Hofer auf und vertrat sich auf spärlich vorhandenem Platz die Beine. Der Nachbar spielte wieder Klavier. Durchaus gekonnt, aber nicht phänomenal. Er schien immer nur für sich zu spielen. Für sich und für ihn, wie Hofer dachte.

Hofer wusste nicht genau, was er nun tun sollte. Ratlosigkeit ergriff ihn. Da war einmal dieser Bischofsmord. Den Mörder hatte er zwar interviewt. Dieser sprach aber nur wirres Zeug. Von Ranküne war die Rede. Also von Hass. Hass passte ja ganz gut zu einem Mörder, dachte Hofer. Aber wie kann ein biederer Beamte aus Thun plötzlich einen derartigen Hass auf den Bischof von Basel entwickeln, dass er ihn gleich umbringt? Ein spezieller Hass auf die Religion, die katholische Kirche oder anderen Glaubensrichtungen konnte bei den Ermittlungen nicht eruiert werden. Und dann wirft er die Leiche erst noch in den Bärengaben, serviert ihn Meister Petz sozusagen zum Abendbrot. Wie extrem ist das denn? Dann war die Rede von einem Geist, der in Bern umgehen soll. Der Heiland wurde erwähnt. Gott und Jesus fielen nicht. Für Hofer war klar: der Mann war irr. Und jemand hat ihm Flausen in den Kopf gesetzt. Aber wer? Wer hatte das getan? Der Mörder würde sicher bald von einem Psychiater untersucht werden, dachte Hofer. Warum hatte er Friedrich nicht gefragt, ob dies nicht schon geschehen war? Friedrich hatte seinerseits ebenfalls nichts von einem psychiatrischen Gutachten erwähnt. Vielleicht hatte er dies gleich selbst getan. Hofer wusste, die Psychologie war des Fahnders Hobby. Also lief er zum Telefon und rief das Amthaus an.

Friedrich war nicht erreichbar, sei immer noch in der Sitzung. Was man denn wolle.

Hofer fragte die weibliche Stimme, die wohl die Telefonzentrale besetzte, ob der Bischofmörder bereits von einem Psychiater, einem Psychologen oder sonst irgendeinem psychologisch Geschulten untersucht worden war. Die weibliche Stimme meinte, dass sie zwar normalerweise keine solchen Auskünfte geben dürfe, aber man sie angewiesen habe, wenn der Hofer anrufe, ihm Rede und Antwort zu stehen. Man habe sie auch sehr detailliert unterrichtet, einer dieser Psychofritzen sei jedoch erst auf den nächsten Tag anberaumt worden.

Als Hofer den Hörer aufgelegt hatte, dachte er, dass er als Verantwortlicher in diesem Mordfall zuallererst einen dieser Seelenklempler zu Nyffenegger gesandt hätte. Und sicher keinen Journalisten. Das ganze kam ihm immer sonderbarer vor. Und in diesem Moment erinnerte er sich, dass auch Jasper dieses lateinische Wort ausgesprochen hatte: Ranküne. Dieser nannte sogar noch ein zweites aus der toten Sprache: Abort. Dann war da Art, der sich über einen Sprayer, einen Einfaltspinsel, aufregte, der genau dieses Wort überall in der Stadt an die Wände geschmiert hatte. Hofer konnte sich keinen Reim darauf machen. Er war aber inwendig überzeugt, dass er dem Wort Ranküne noch weiter nachgehen sollte, wollte er in der Sache auf einen grünen Zweig kommen. Man würde vielleicht in der Stadtbibliothek etwas darüber finden, dachte er.

Das Klavierspiel hatte aufgehört. Nebel klatschte an die Scheiben.

Später, als er sich zur Stadtbibliothek aufmachte, schlug Hofer den Hofweg ein, da er nun den Bus in die Stadt nehmen wollte. Es war kalt. Vor dem Garten der Brasserie Lorraine stand Spiri, einer der Sprayer, die Hofer kannte. Er grüßte ihn schon von weitem. „Hallo Spiri, wie geht’s?“

Spiri war einer der Sprayer, dessen Sprayereien sich sehen lassen konnten. Auf einem gemeinsamen Spaziergang am Felsenuviadukt entlang, der Trauermiene einer grauen Betonautobahnbrücke, die das Neufeld mit dem Wankdorf verband, hatte ihm Spiri einmal ein paar seiner Werke gezeigt. Hofer war dabei, einen seiner Artikel über die Graffiti-Kunst zu schreiben. Ein Bild an einem der Brückenpfeiler zeigte eine schwarze, etwas dickliche Frau, deren traurige Miene sich auf das trostlose Erdenreich vor ihr ergoss, das sich unter der Autobahnbrücke bot. Es gab dort auch Nischen, in denen sich im Sommer Obdachlose ihr Heim herrichteten.

Hofer bemerkte, dass Spiri eine Spraydose in den Händen hielt und soeben Anstalten machte, dessen Inhalt auf die Mauer vor der Brasserie zu sprühen. Als Spiri Hofer sah, hielt er die Dose etwas verlegen in der Hand eines schlaffen Arms.

Spiri zündete sich hastig eine Zigarette an. „Hallo Hofer. Gut, danke. Und Dir?“ Niemand sagt in Bern die Wahrheit, dachte Hofer. Allen Menschen ging es immer nur gut. Doch wusste Hofer nur zu gut, dass dies nicht stimmen konnte. Art war nämlich krank, hatte Krebs. Die Ärzte gaben ihm noch zwei Jahre. Aber auch Hofer gab meistens die Standardantwort, um seine Sorgen nicht vor jedermann ausbreiten zu müssen. Und dann dachte Hofer daran, dass dies wahrscheinlich überall auf der Welt so zu und her gehe.

Das Gespräch der beiden war belanglos. Auch was Spiri vorhabe mit der Spraydose in der Hand, wollte Hofer nicht mehr wissen. Spiri schien etwas nervös, seine Hand – Spiri war bekannt dafür, feuchte Hände zu haben –, als Hofer ihm die seine gab, war feuchter als sonst.

Als das Gespräch langsam zu einem Ende kam, fragte Hofer unbetont und beinahe nebenbei, ob er den Typen, den Einfaltspinsel, kenne, der die ganze Stadt mit dem Wort Abort eingekleidet habe.

„Abort? Ja, Abort! Ich hab's gesehen. Ich war's nicht, wenn Du das meinst? Du kennst mich ja, ich bin Künstler.“ Spiri lächelte etwas verlegen, als habe er bemerkt, dass seine Aussage etwas lächerlich angemutet hatte. „Aber wer das war... Hm, kann ich nicht sagen...“

„Naja, ist auch nicht so wichtig“, entgegnete Hofer. Er bemerkte, wie Spiri plötzlich den Augenkontakt mied.

„Nur noch eine letzte Frage, Spiri...“, suchte Hofer wieder den Augenkontakt. „Sagt Dir das Wort Ranküne etwas?“

Spiri blickte zum Himmel und fing an, ihn zu beschreiben. Als hätte er die Frage nicht gehört, verlor er sich in der kunstvollsten Beschreibung eines grauen Himmels und gab schliesslich zur Antwort: „Ranküne? Nie gehört!“

Die beiden verabschiedeten sich und Hofer ging weiter in die Richtung der Bushaltestelle. Zahlreiche Graffiti zierten die Hauswände des Hofwegs. Viele unanständige Wörter, ein paar unverständliche, manche in fremder Sprache, aber in künstlerischer Hinsicht waren sie alle dilettantisch. Plötzlich stiess Hofer der schwache Duft von frischer Farbe in die Nase. Welche Farbe war in der Dose von Spiri? Sie war rot. Ein dunkles Rot. Weinrot vielleicht. An der Wand leuchteten in Abständen von etwa fünf Metern Zahlen weinrot. Es waren immer dieselben, in kurzen Abständen. 10 und 11. Er fasste eine der Ziffern an und seine Fingerkuppe war weinrot. Als er sich umdrehte, war Spiri bereits im Nebel verschwunden.

Ein ihm vertrautes Geräusch, ein hohes, gleichmässiges Summen, hallte von der Nordringstrasse her. Der rote Bus schnellte vorbei und Hofer rannte los.

## **Kapitel VIII**

Da stand sie u-förmig in ihrem grauen Sandsteinkleid in der oberen Altstadt: Die Stadtbibliothek. Hier hatte er während des Studiums manche Stunde verbracht. Doch seit er zu Hause einen Internetanschluss hatte, betrat er nie wieder eine Bibliothek, hatte sich höchstens ein Fachbuch beim Stauffacher besorgt.

Draussen vor der Tür postierten sich junge Studenten. Sie rauchten. Hofer trat vor die Tür und wollte gerade seinen Arm beleben, als sich die Tür wieder wie von Geisterhand öffnete. Sesam öffne Dich, dachte Hofer erneut. Was denn bloss los sei in dieser modernen Welt. Haben die Leute nicht einmal mehr genug Saft in den Knochen, um eine Türe aufzustossen? Hofer trat ein.

Die Mauern waren noch dieselben, aber die Innenausstattung hatte sich verändert. Überall waren Computer oder sonstige Knöpfe, die dem Menschen irgendeine Arbeit abnahmen.

Nachdem er den Empfang entdeckt hatte, steuert er direkt auf die etwas unsicher und schüchtern wirkende junge Frau zu, die ihn aus den Augenwinkeln schielend schon entdeckt hatte, aber sich mit irgendwelchen Büchern beschäftigte, die sie ungeschickt öffnete und nach irgendwelchen Zahlen oder Wörtern abzusuchen schien.

Man suche Bücher, die sich mit mystischen Themen, Religion und dergleichen beschäftigen, erklärte Hofer. Die junge Frau meinte in schwacher, hoher Stimmlage, er solle sich zu den Computern gegenüber begeben, wo er nach Büchern suchen könne.

Etwas widerwillig stampfte Hofer zum Tisch mit den Computern. Er hätte lieber im Regal gestöbert, so wie das früher möglich war. Ein älterer Mann war gerade dabei, in der Datenbank zu suchen. Hofer setzte sich neben ihn. Vielleicht aber, dachte Hofer, werde die Suche mit dem Computer einfacher, schneller. Er dachte aber bald wieder an seine erfolglose Suche im Internet.

Es war nicht anders zu erwarten: Ranküne ergab null Treffer.

Hofer nahm sich vor, nochmals ins Amthaus zu gehen und Friedrich von seinen bisherigen Eindrücken zu erzählen, auch wenn dies nicht gerade viel war. Irgendwie erhoffte er sich aber von Friedrich etwas, das er nicht beschreiben konnte.

Die automatische Türe entliess ihn wieder in die Laube der Berner Altstadt, die zum Münster führte.

Als Hofer der Laube entlang lief, tauchte in der Gasse ein Pferd mit Reiter auf. Beinahe königlich geschmückt, trabte es auf den Pflastersteinen, der Reiter in teuren Kleidern. Plötzlich erschrak das Pferd durch einen lauten Knall – Hofer konnte weder erkennen, woher der Knall kam, noch was ihn ausgelöst hatte. Das Pferd trat auf die Hinterbeine, warf den Reiter ab und galoppierte davon. Hofer wollte schon auf den sich krümmenden Reiter zu rennen, als eine Schar von Leuten, ein paar davon Touristen mit Fotokameras um die Schulter gehängt, auf ihn zulief und dem benommenen Reiter auf die Beine half.

Hofer stand in der Mitte der Gasse, als plötzlich eine Ladentür auf der anderen Seite der Gasse den Fahnder ausspuckte. Hofer versteckte sich unwillkürlich hinter einem Laubenbogen und beobachtete, wie Friedrich raschen Schrittes in Richtung Oberstadt marschierte. Sein Blick arrogant wie immer, die Hände in die Manteltaschen gesteckt, verlor er sich im Gemenge der Touristen, Berner und Diplomaten, die sich an diesem nassen Nachmittag in den Gassen der Altstadt tummelten. Hofer wusste nicht, warum er dem Fahnder nicht nachrannte, schliesslich hatte er vor, genau ihn zu treffen.

Doch Hofer trat wie von Geisterhand geführt hinter seinem Versteck hervor, überquerte die Gasse hin zu der Ladentür, die den Fahnder ausgespuckt hatte. Vielleicht hatte der Geist, von dem Nyffenegger sprach, sich seiner bereits bemächtigt.

Ein Antiquariat, wie Hofer nun am Schild über der Tür erkennen konnte. Es war einer dieser unzähligen Läden, wie sie in den Gassen der Berner Altstadt im Sandstein wie Pilze blühten. Viele dieser Läden gingen nach ein paar Jahren Konkurs, aber einige schienen fort zu bestehen wie der latente Rassismus, den man in jedem Menschen zu stecken glaubt.

Die Tür stand offen, daneben lagen in Kartonboxen Bücher zu Schnäppchenpreisen.

Der muffige Geruch passte hervorragend zu einem Antiquariat wie diesem. Hofer hatte nichts anderes erwartet. Der kleine Raum war zu drei Seiten mit Büchern bestückt, die Schaufensterauslage hatte Hofer beim Betreten des Ladens nicht bemerkt. Dicke, mit Leder gebundene Bücher, die zum Teil goldene Schriften trugen, boten sich zu horrenden Preisen feil. Wie so ein Laden heutzutage bloss noch überleben kann, dachte Hofer.

Der Ladenbesitzer sass unscheinbar in der Ecke an einem Pult und war in ein Buch vertieft. Der ältere Mann trug eine Halbglatze, die er mit den Haaren der linken Kopfhälfte nach rechts bespannt hatte. Sein Gesicht war furchig.

Hofer räusperte sich und grüsste. Der Mann blickte halb erschrocken auf, grüsste dann seinerseits freundlich zurück, während er das Buch offen auf den Tisch legte. „Wie kann ich Ihnen helfen, mein Herr?“, fragte der alte Mann überfreundlich, fast gekünstelt, und mit einem breiten Lächeln.



Was denn der Fahnder vorhin bei ihm gewollt habe, wollte Hofer wissen.

„Ach, das war die Polizei? Das hat er nicht erwähnt, der gute. Hätte er ja sagen können, hätte tausend Fragen gehabt an den Mann. Zum Beispiel ob ich nicht meinen Nachbarn umbringen kann, wenn er jeden Abend... aber lassen wir das. Was er gewollt hat? Na, er hat mir dieses hübsche Exemplar verkauft.“ Der Mann nahm das oberste Buch auf dem Stapel vor sich in die Hand und streckte es Hofer entgegen.

Man hätte darin eine Bibel vermuten können, so einen Anschein machte das alte Buch. Ledergebunden, abgewetzt, goldene Schrift, die grösstenteils abgebröckelt war, präsentierte sich der Schunke, der mehrere hundert Seiten umfassten musste. Der Titel lautete „Die Freimaurerbewegung“.

Der Ladenbesitzer steckte sich eine Zigarette in den Mund und suchte in seiner Westentasche nach Streichhölzern, die jedoch vor ihm auf dem Pult lagen, wie er nach einigen Sekunden erfolglosen Suchens bemerkte. Der erste Versuch, die Zigarette anzuzünden, schlug fehl. Der Ladenbesitzer schien sich auch sonderbar ungeschickt zu verhalten. Beim zweiten Versuch klappte es. Beim Rauchen spreizte er den Daumen ab, was Hofer lächerlich vorkam.

Hofer blätterte ziellos im Buch. Etwa in der Mitte des Buches erstarrten zuerst seine Finger, dann die ganze Hand und schliesslich der ganze Hofer. Die Überschrift auf Seite 304 titelte:

Ranküne.

Hofer schlug das Buch unvermittelt zu und fragte den Ladenbesitzer mit grossen Augen, wie viel er für das Buch haben wolle.

Der alte Mann schaute etwas ungläubig und gleichzeitig überrascht in Hofers Augen, kniff die seinen zu Schlitzern und nahm das Buch in die Hand. Er machte damit Gebärden, als würde er es wie Mehl abwägen. „Nun, sagen wir 300 Franken“, sagte er selbstsicher mit gesenktem Kopf und schaute von unten Hofer direkt in die Augen.

Hofers Augen wurden dabei noch grösser, verzogen sie danach ihrerseits zu kleinen Schlitzern. Er seufzte und griff nach seiner Briefftasche im Mantel. Man wolle ja auch etwas verdienen, versuchte sich der alte Mann zu rechtfertigen, als er bemerkte, dass der Preis etwas gar stolz war. Ob er denn auch Polizist sei, wollte der Mann schliesslich wissen. Hofer verneinte und meinte, man sei Journalist. Der alte Mann sagte nur „Ah!“, streckte seinen Kopf in die Höhe und brach den Augenkontakt etwas beschämt ab. Ein Prophet gilt nirgends weniger als in seinem Vaterland, dachte Hofer. Dann dachte er aber, dass der Mann ja ein Antiquariat führe und somit kaum Freude am Journalismus haben könne.

Hofer reichte dem Mann drei Hunderternoten und wollte noch wissen, ob er denn etwas über diese Freimaurer wisse. Der Mann verneinte und meinte, es habe ihm bei dem Buch vor allem das Antike fasziniert, aber gelesen hätte er es sowieso nie.

## **Kapitel IX**

Wieder zu Hause schlug Hofer das Buch auf. Der Titel: Die Freimaurerbewegung. Vorsichtig schlug er die Seiten um. Er bemerkte erst jetzt, dass es tatsächlich sehr alt sein musste, denn viele der Seiten hatten bereits Risse, das Papier war sogar teilweise leicht vermodert. Sofort suchte er Seite 304.

Ranküne stand in prunkvoller Schrift oben an der Seite geschrieben. Jetzt erst bemerkte Hofer, dass der Text darunter in Reim verfasst worden war.

So wie der Geist, der am Hügel rastet  
Zu der Zeit, in der der Mond die Nacht erhellt,  
Seine Seele mit allerhand belastet  
Erscheint der Teufel, der's ihm vergelt.  
Die Zeit wird kommen an einem grauen Morgen,  
Wenn das Volk es nicht erwartet  
Ranküne bleibt doch verborgen  
Denn so ist sie geartet

Hofer glaubte sich in Dantes Göttlicher Komödie verirrt zu haben, durch die er sich Jahre zuvor gewälzt hatte. Auch damals wusste er, dass sich hinter den vielen schönen Wörtern eine tiefere Bedeutung verborgen hielt, die er meistens nicht erkennen konnte. Hofer las noch ein paar Zeilen, doch er konnte nur schöne Sätze erkennen, die sich reimten. Seine Bewandertheit in der literarischen Welt war begrenzt. Es standen zwar noch ein paar andere Klassiker in seinem Bücherregal, doch bei den meisten hatte er nach wenigen Seiten aufgegeben.

Auf der nächsten Seite war ein ganzseitiges Bild. Es war gezeichnet, schwarzweiss. Filigrane Striche fügten sich zu einer Darstellung von Menschen, die vor der Frontseite eines palastartigen Gebäudes standen. Drei Arkaden säumten den Eingang. Die mittlere war fast doppelt so breit wie die zwei äusseren. Die Arkaden waren alle mit sonderbaren, grassartigen Fäden behangen. Arabesk und mit tausenden von Ornamenten geschmückt, bot sich die Wand oberhalb der Arkaden. In der mittleren Arkade stand ein Mann übergross und jesusähnlich in weissem Gewand, die Arme ausgebreitet, als wolle er die Meute segnen, die sich davor versammelt hatte. In der Tat schauten die Menschen – Frauen, Männer, Kinder – den Mann im weissen Gewand an, als wäre er ein Heiliger. Jetzt erst erkannte Hofer, dass die Meute eigentlich einen Mann, der sich zwischen dem Heiligen und der Meute befand, anschaute. Dieser Mann hielt etwas mit beiden Händen empor. Es war nicht zu erkennen, was es war. Auf dem nicht näher definierbaren Gegenstand prangte ein grosses Zeichen:

ЯΦR

Hofer schaute genau hin. Der Buchstabe R, spiegelverkehrt, ein O mit einem senkrechten Strich, der oben und unten herausragte, und schliesslich ein normales R.

Hofer schüttelte den Kopf und blies Luft durch die Vorderzähne, so dass ein Pfeifton entstand.

Wo hatte er dieses Zeichen schon mal gesehen? Was bedeutete es? R wie Ranküne? Irgendwo hatte er dieses Zeichen schon mal gesehen, so sicher war er sich, dass er angestrengt begann, nachzudenken, und davon Kopfweh bekam. Unwillkürlich sprangen seine Gedanken sofort auf sein Interesse für Graffiti. Hatte Spiri so was vielleicht schon mal verwendet? Oder ein anderer der zahlreichen Künstler beziehungsweise Einfaltspinsel?

Hofer fand keine Antwort, blätterte weiter im Buch, fand weitere Reime, die zwar schön zu lesen waren, aber für ihn keinen Sinn ergaben. Ausser dass der Teufel nochmals erwähnt wurde und dass sich einmal das Wort Kirche mit dem Wort Rache reimte, konnte er keine Verbindung zur Religion feststellen. Hofer verstand eigentlich überhaupt gar nichts davon. Das Kapitel war kurz. Nur gerade 13 Seiten lang. Es war schlichtweg für Hofer nicht erkennbar, um was es sich bei Ranküne handelte. Steckte am Ende gar nicht mehr dahinter, als ein schöner literarischer Text? Dies war wohl eher

unwahrscheinlich, da es sich um ein Kapitel in einem Buch über die Freimaurerei handelte. Aber ja, natürlich, dachte Hofer. Die Freimaurerei! Sie war vielleicht der Schlüssel.

Die Freimaurerei hatte seines Wissens nichts mit Literatur am Hut, ausser dass vielleicht zahlreiche berühmte Schriftsteller der Vereinigung angehörten. Aber heute war die Bruderschaft völlig unbedeutend, so glaubte er.

War Ranküne eine Abspaltung davon, gar eine Sekte? Es wäre naheliegend gewesen, da Nyffenegger schliesslich einen Bischof ermordet hatte. Eine Sekte also, die gegen den christlichen Glauben allgemein oder mit der katholischen Kirche im Besonderen vorgehen wollte. Aber es war doch auch so, dass es sich bei den Freimaurern um Pazifisten handelte, dachte Hofer wieder.

Er nahm sich vor, später noch Bärchtold anzurufen. Bärchtold war einer seiner Dozenten an der Universität. Ein Professor in Germanistik und Geschichte, mit dem er nach dem Studium in Kontakt geblieben war. Sie gingen ab und an ins Ringgenberger beim Kornhausplatz und tranken zusammen einen Pflüml-Schnaps. Bärchtold hatte einmal eine Vorlesung über die Freimaurerei gehalten. Hofer konnte sich gut daran erinnern. Die Religion wurde auch angesprochen. Etwa dass die Freimaurer zwar keine religiöse Vereinigung sei, aber auch keine atheistische. Die Freimaurer waren, so glaubte Hofer sich zu erinnern, dem Deismus zugewandt. Deisten gehen zwar von der Schöpfung des Universums durch Gott aus, glauben aber, dass Gott keinen weiteren Einfluss auf die Geschehnisse ausübt. Dass bei dieser Vorlesung jemals das Wort Ranküne zur Sprache kam, daran konnte sich Hofer nicht erinnern.

Er schlug das Buch zu und sprach zu sich: „Die Flausen im Kopf von Nyffenegger stammen von jemand anderem.“

Er seufzte sich müde.

Nachdem Hofer einen kleinen Hindernislauf in seinem Appartement absolviert hatte, der planlos und voller Gedanken über Ranküne und die Freimaurerei, Nyffenegger, die bizarre Mordszene, Jaspers Worte, Spiri, Graffitis und Art war, machte er sich in der Küche etwas zu Essen, setzte sich wieder aufs Sofa vor den kleinen Holztisch und nahm wieder seine Lieblingsstellung ein.

Der Fahnder kam ihm in den Sinn. Das Buch mit dem Zeichen, das er schon einmal gesehen hatte, war vom Fahnder. Warum hatte gerade er so ein Buch? Warum hatte er es gerade heute verkauft? War das ganze einfach ein unglaublicher Zufall?

Später machte sich Hofer daran, das Interview ins Reine zu bringen. Die Batterien des Kassettenrekorders, mit dem er das Gespräch mit dem Mörder aufgenommen hatte, waren aufgebraucht. Hofer hatte immer Ersatzbatterien auf Lager. Er hatte auch noch einen alten Walkman, eine alte Fotokamera und einen kleinen Handventilator, die er alle mit denselben Batterien füttern musste. Also bewahrte er stets genug davon im Haus auf.

Als das Band lief, befand er sich wieder im kargen Raum mit der sich spiegelnden Wand, mit der abwechslungsweise lachenden und weinenden Kreatur vor sich, die Tage zuvor noch ein biederer Beamter in der Thuner Baudirektion gewesen war. „Nehmen Sie sich in Acht. Ein Geist geht um in Bern. Hihhi... nehmen Sie sich in Acht!“ Und wieder „Nehmen Sie sich in Acht!“ und noch einmal und noch einmal. Das Lachen klang noch angsteinflössender auf der Aufnahme. „Oh, ah, uh... janusköpfig, janusköpfig. Gerecht ist, was Recht ist. Ränkeschmiede, Ränkeschmiede...“ Ein Rasseln von Ketten war zu hören. Hofer erinnerte sich, dass der Mörder aufzustehen versuchte. Danach hatte

er die Hände wie zum Gebet gefaltet. Dann sprach er wieder „Abortus, abortus, haben sie gesagt... Der Heiland kommt. Der Heiland kommt nicht. Der Heiland kommt...“

Abortus, dachte Hofer. Der Mörder hatte auch das zweite Wort gesagt. Daran hätte er sich nicht erinnern können. Aber das Wort hatte ein Suffix, den Jasper und die Wände Berns nicht hatten. AbortUS. Hofer nahm das Fremdwörterbuch zur Hand. Das Wort schien rein im medizinischen Bereich Anwendung zu finden, während das Wort Abort, ohne das Suffix, mannigfaltig eingesetzt werden kann. Schliesslich und endlich bedeutete es aber, dass irgendetwas abgebrochen wird.

Wieder rasselten die Ketten auf der Aufnahme. Dann kam es: das zweite Wort.

„Ranküne“

Danach die Stille einer Kirche.

Nach etwa 30 Sekunden fuhr der Mörder wieder fort: „Es ist eine Revolution. Ach, was sage ich, eine Rebellion. Du musst ihnen nur auf die Schliche kommen. Man muss nur die richtigen Töne treffen. Die Kinder können es am Besten. Kinder, Kinder, heut wird's was geben...“

Danach brach das Band ab. Hofer war sich sicher, dass er die Aufnahme noch einmal, noch viermal, ja noch hundertmal hätte anhören können, ohne auch nur einen brauchbaren Hinweis zu erhalten. Hofer war sich jetzt sicher, Nyffenegger musste verrückt geworden sein. Und des Rätsels Lösung glaubte er im Wort Ranküne verborgen.

Hofer dachte weiter nach. Der Heiland kommt, was sollte das bedeuten? War Ranküne doch etwas Religiöses? Dann fiel aber auch das Wort Revolution, wie er bemerkte, als er das Band doch zurückschaltete. Und was war das für ein Geist, der in Bern umgehen sollte? Schliesslich erinnerte sich Hofer aber auch daran, dass der Mann völlig apathisch gewesen war. Er war irr, bekloppt, verrückt. Reif für die Waldau.

Hofer stand auf, lief zum Telefon und wählte Bärchtolds Nummer. Es klingelte.

Eine weibliche Stimme meldete sich. Es war Bärchtolds Frau. Sie meinte, ihr Mann sei bis morgen Mittag nicht zu erreichen. Sie werde es ihm ausrichten, dass man angerufen habe. Der Hörer löste beim Auflegen wieder ein Klingeln aus, das lange nachklang.

Der Experte für Germanistik und Geschichte konnte also vorerst nicht konsultiert werden.

Hofer tippte das Interview nicht ab. Es war zu wirr. Hofer verfasste einen Text, der ein bisschen allgemein gehalten war. Der Tathergang wurde geschildert, ein paar Hintergrundinformationen über Nyffenegger, seine Tätigkeit, seine Familie. Dann seine eigene Begegnung mit dem Mörder in knappen Worten. Ein Mann, der verrückt geworden, krank sei, und der Behandlung nötig habe. Der aber auch trotz der niederschmetternden Beweise gegen ihn bis zur Urteilsverkündung nicht schuldig zu sprechen sei. Der aber wohl allem Anschein nach nicht bei Bewusstsein gehandelt habe. Dann war auch ein Teil für den Bischof im Text enthalten. Seiner Stellung in der katholischen Kirche, und so weiter und so weiter. Ranküne erwähnte er mit keiner Silbe. Überhaupt erwähnte er nichts von seinen weiteren Erkenntnissen, die er heute gemacht hatte. Er wollte erst weiter forschen. Er wollte vor allem morgen mit Bärchtold sprechen.

Hofer schaute nie auf die Uhr, wenn er arbeitete. Die kleine Uhr rechts unten auf dem Computerbildschirm hatte er ausgeblendet. Draussen war es bereits dunkel. Wieder hing dichter Nebel am Fenster.

Den Text über den Bischofmörder legte er beiseite und nahm den Bericht über die sterbenslangweilige Pressekonferenz in Angriff. Hofer freute sich aber trotzdem auf die kleine Abwechslung. Mit frischem Kopf liess sich danach besser über Ranküne den Kopf zerbrechen, dachte Hofer. Diesen Text über die Pressekonferenz vom Vortag hatte er schon so weit vorbereitet gehabt, dass er ihn nun mit den zwei, drei zusätzlichen Informationen, die ihm Rindlisbacher am Morgen nebenbei verschafft hatte, abschliessen konnte.

Nach einem üppigen Nachtessen lieferte er um 21:45 Uhr die beiden Berichte auf der Redaktion vom „Bund“ ab.

Hofer trat in Rindlisbachers Büro in der zweiten Etage des Bürokomplexes, der nur mit einer elektronischen Karte betreten werden konnte. Der Chefredakteur schwitzte und hielt einen gekauten Bleistift in verkrampfter Hand. Als Hofer eintrat, sah er nur mit den Augen auf, sein Kopf blieb regungslos. Die Stirn lag in Falten.

„Ah Hofer, hesch das Züüg gschribe?“, wollte Rindlisbacher wie nebenbei wissen.

„Hier“, antwortete Hofer und warf den Stapel Papier direkt auf Rindlisbachers Pult, das über und über überstellt war mit Dokumenten. Der Chefredaktor schürzte die Lippen und erhob nun endlich seinen ganzen Kopf, nahm eine Zigarette, eine Dunhill, aus der halbleeren Schachtel inmitten des unordentlichen Arbeitsplatzes und zündete diese an.

„Weisst Du, Robert, die jungen Spunde schicken mir ihre Sachen immer gleich per E-Mail...“, sagte Rindlisbacher und wartete, ob Hofer etwas darauf erwidern würde. Doch dieser wollte diese Bemerkung nicht kommentieren, da sich die Diskussion sonst wieder, wie schon so oft, zwischen Homo ludens und oeconomicus hin und her bewegen, sich jede Seite nach jedem Argument überlegen fühlen und er schliesslich die Frage in den Raum werfen würde, wer denn hier nun Schreiberling sei und wer nicht, und seine ungewohnte Überheblichkeit sofort nach gemachter Aussage wieder bereuen würde. Also versuchte Hofer abzulenken und das Gespräch auf seine Erkenntnisse zu richten.

„Sagt Dir Ranküne etwas?“, fragte Hofer, ohne dabei den Chefredakteur anzusehen.

Rindlisbacher hatte nicht ernsthaft damit gerechnet, dass Hofer sich auf die Diskussion in Sachen Fortschritt einlassen würde. Aber er schien nun doch ziemlich überrascht ob der Frage Hofers.

„Ranküne, Ranküne... Ranküne?“, wiederholte Rindlisbacher das Wort und erhob beim letzten Mal die Stimme zur Frage, obwohl es sich dabei nicht wirklich um eine Frage handelte, denn sie klang eher so, als habe ein Mensch soeben eine Eingebung erfahren.

„Ranküne...“, wiederholte Rindlisbacher ein viertes Mal. „Nein, wenn Du so fragst, sagt mir das nichts. Warum fragst Du?“

„Nur so. Und Abort?“

Dieses Mal wiederholte Rindlisbacher das Wort nicht, sondern sperrte seine Augenlider weit auf, als Hofer es aussprach. Jetzt stand Rindlisbacher von seinem Stuhl auf, der durch die Bewegung eine halbe Drehung machte. „Hmm... Abort, das ist doch Lateinisch für Abbruch, oder nicht? Der Lateinunterricht ist schon länger her bei mir.“

„Korrekt. Und irgend so ein Einfaltspinsel hat das Wort in der ganzen Stadt an die Wände gesprayt“, erwiderte Hofer.

„Ach richtig...“, imitierte Rindlisbacher einen Deutschen, die die Hauptstadt zahlreich bevölkerten. „Habs grad heute Morgen gesehen.“ Und plötzlich sah er Hofer streng in die Augen: „Aber Robert... Soll das heissen, du willst schon wieder etwas über diese verdammten Sprayer schreiben?“

Hofer konnte sich ein Kichern nicht verkneifen. „Nein, keine Angst. Mir ist nur etwas aufgefallen bei diesem Nyffenegger, dann bei Spiri...“

„Spiri?“, wollte Rindlisbacher wissen. „Der Spiri? Aus der Lorraine?“

„Ja, genau der...“ Hofer war froh, dass ihn Rindlisbacher unterbrochen hatte. Denn eigentlich hatte er vor, seinen Chef über seine Erkenntnisse zu unterrichten. Doch irgendwie schien ihm dieser Gedanke nur noch unpassend.

„Was ist denn nun mit Spiri?“, wartete Rindlisbacher ungeduldig auf Hofers Antwort.

„Ach, er hat nur etwas erwähnt, was mich stutzig gemacht hatte.“

Rindlisbacher stiess ein „Hm“ aus und nahm den Stapel Papier von Hofer in die Hände, lief zum Sitzungstisch in seinem ziemlich grossen Büro und nahm an einem Stuhl Platz. „Ich werde mir nun Deine Berichte zu Gemüte führen.“

Hofer nickte, nahm ein Bonbon aus der Schale auf Rindlisbachers Pult und verabschiedete sich im Umdrehen mit einem „Bis morgen“.

Zu Hause angekommen, war Hofer so müde, dass er sich sogleich ins Bett schwang.

## Kapitel X

Als Hofer eingeschlafen war, begann ihm zu träumen. Ein goldener Wald bot sich ihm. Der Grund war mit goldenen Blättern bepflanzt, die Bäume dennoch geschmückt in vollstem Golde. Hofer lugte nach unten. Seine Beine waren keine, von der Hüfte abwärts war nichts zu sehen. Es war, als schwebte er durch den Wald, konnte sie aber trotzdem fühlen, die Beine, wie sie Schritt auf Schritt den entgegen allen Erwartungen weichen Waldboden voller goldener Blätter betreten. Es knirschte unter seinen Füessen, die nicht da waren. Die Blätter hinter ihm blieben zerdrückt und zu Staub zerbröselt zurück.

Weiter vorne war der Wald zu Ende und eine Brücke aus Silber tauchte aus dem Nichts auf. Sonst war keine Menschenseele weit und breit. Hofer marschierte auf dem silbernen Brückenboden, auf dem ihm sein Spiegelbild zuwinkte. Die Beine waren auf einmal wieder da, nahmen Schritt für Schritt. Eine Balustrade säumte die Brücke zu beiden Seiten. Mit einem Mal begann Hofer zu rennen. Doch im Traum kann man nicht wirklich rennen. Es ist, als befände man sich auf einem Laufband, strampelt und strampelt und kommt doch nicht vorwärts. Die Balustraden beschworen in Hofer ein ungutes Gefühl herauf. Auch im Traum machte ihm seine Höhenangst zu schaffen. Und plötzlich stolperte er, fiel über die Balustrade, wie in Zeitlupe, grundlos, fiel und fiel, in Zeitlupe.

Hofer wälzte sich im Bett, stiess ein „Nein“ aus. Und nochmals eines. Normalerweise, wenn Hofer vom Fallen träumte, wachte er auf, bevor er den Grund erreicht hat. Doch dieser Traum war anders.

So landete er auf weichem Waldboden voller Blätter. Nicht mehr golden, sondern gelb und braun blendeten sie ihn nun. Die Sonne war es. Doch diese ging plötzlich über dem Horizont unter, fiel regelrecht vom Himmel. Und die Bäume muteten schlagartig wie Monster an. Er durchlief den Waldweg wie auf Watte.

Weiter vorne kam Hofer zu einem Mauerwerk, das sich zwischen Gestrüpp und Ästen von nahen Bäumen versteckt hielt. Für Hofer war es ganz klar erkennbar. Stein auf Stein lag es da, was es war, konnte er nicht erkennen. Auf den grauen Steinen leuchtete weinrot ein Zeichen:

## ЯΦR

Und plötzlich erwachte Hofer schweissgebadet, richtete sich auf und stützte sich mit seinen Handflächen hinter sich ab, als würde er in der öffentlichen Badeanstalt ebenso liegend die Menschen beobachten. Die Uhr zeigte 4:47 Uhr.

Ohne den geringsten Schlaf, jedoch mit einem Zucken in den Augen, stand er auf und lief zum Fenster, vor dem die Dunkelheit an die Scheiben klatschte.

Das Zeichen! Wenn er sich beim Aufwachen noch in einem deliriösen Zustand befunden hatte, so war er jetzt hellwach und klar bei Sinnen. Hofer wusste, wo er das Zeichen schon mal gesehen hatte. Seit der Trennung von seiner Freundin hatte er begonnen, längere Spaziergänge zu unternehmen. Eine seiner Routen verlief an der Aareböschung in Richtung Worblaufen. Dort waren zahlreiche Gemäuer am Hang angebracht, die entweder mit der Wasserversorgung oder mit dem Aarelauf zu tun hatten, so glaubte er jedenfalls. Dort, an einem dieser Mauern sah er jetzt das Zeichen ganz deutlich.

Hofer sah nochmals auf die Uhr. Gleich würde es 5 Uhr schlagen. Der Wind war ungünstig, die Glocken der Sankt Marien-Kirche waren nicht zu hören.

Hofer überkam plötzlich wieder eine Müdigkeit, die ihn zwang, sich hinzulegen. Sofort schlief er ein und erwachte erst wieder um 9:10 Uhr.

## Kapitel X

Als Hofer die Tür hinter sich schloss, hörte er sein Telefon klingeln. Er überlegte kurz, ob er nochmals zurückkehren und den Anruf entgegen nehmen sollte, entschied sich dagegen und schlurfte den Korridor entlang. Um zwölf Uhr musste er im Medienhaus sein. Es war Mittwoch. Der Bundesrat hatte seine wöchentliche Sitzung mit der anschliessenden Medienkonferenz. Jetzt war es kurz vor zehn Uhr.

Draussen regnete es. Es war kein richtiger Regen, eher ein Nieselregen, das Hofer wach sprühte. Also stülpte er den Mantelkragen hoch und lief die Jurastrasse entlang, die schliesslich zur Aare führt. Eine gewisse Ruhe ergriff ihn, liess sich wollig warm in ihm nieder, die jedoch nicht lange anhielt, da er sich wieder des Ziels seines Spazierganges bewusst wurde. Hofer hatte keinen Plan. Er wollte nur herausfinden, ob das Zeichen tatsächlich dort an diesem Mauerwerk, das ihm im Traum erschienen war, vorhanden war. Vielleicht würde sich dahinter etwas verbergen. Beim reinen Gedanken daran schauderte es Hofer.

Die Aare war braun und floss hoch. Die Schleusen bei der Engehalde waren alle offen und spuckten den braunen Schaum auf der anderen Seite wieder aus. Schwemmh Holz prallte gegen die Seitenwände. Hofer schien es, als rufe das Holz um Hilfe, so sehr wälzte es sich in der braunen Sauce.

Ein Pontonierboot, das vor der Schleuse angetaut war, schwenkte einseitig aus. Die Natur oder der Mensch musste die eine Seite lose gemacht haben, die Strömung hatte den Rest erledigt. Die Wasser wälzten sich heftig und die Wolken am Himmel bäumten sich wieder bedrohlich auf. Schwarze überdeckten langsam die grauen. Die wenigen Bäume entlang dem Aareweg, die noch einzelne Blätter trugen, sirrten. Eine Atmosphäre, in der Elstern ehrlich werden, dachte Hofer. Überall wisperte es zwischen dem Geäst.

Unvermittelt duckte sich Hofer, erschreckt von Krähen, die gemeinsam eine nahe, alte Eiche verliessen, sich erinnernd, dass Vögel tief fliegen. Wenn die Natur mitunter auch grausam sein kann, ist sie zumindest gerecht, dachte Hofer, als er die schwarzen Vögel beobachtete und glaubte, in ihren gefiederten Köpfen Freude zu sehen. Krähen scheinen für den Winter gemacht. Pechschwarzes Federvieh, unsympathisch.

Weiter vorne führte der Weg in den Wald, der den Hang entlang der Aare besiedelte. Es regnete immer ergiebiger. Ein dumpfes Grollen war jetzt aus der Ferne zu hören. Hofers Mantel war durchnässt und die nassen Haare stiemten.

Endlich erreichte er die Stelle, von der ihm geträumt hatte. Da stand er also vor diesem alten Gemäuer, an dem er so oft schon vorbeigegangen war, und stützte die Fäuste in die Hüften. Das Zeichen prangte, zwar schwach nur und nicht weinrot, sondern schwarz, aber unübersehbar auf dem Stein. Hofer trat auf die Böschung zu. Die Feuchtigkeit des lehmigen Bodens drang in seine Schuhe. Der Regen lief ihm in Strähnen übers Gesicht, aus dem er das Nass mit den Händen immer wieder wegzuwischen versuchte. Es war sinnlos. Er war durch und durch durchnässt. Das blätterlose Gebüsch wich von ihm, als er die vier Meter zum alten Mauerwerk emporstieg, in dem er immer ein verwaistes Wasserreservoir oder ein Konstrukt vermutet hatte, das wohl irgendwie mit dem Wasserlauf der Aare zu tun hatte. Wind, Wetter und die Zeit hatten den wohl ursprünglich wohlgeformten aufeinandergestapelten Steinen arg zugesetzt. Sie waren mit Moos bewachsen, Efeu kletterte teilweise schon. Stein um Stein mutete das Relikt aus vergangener Zeit wie der Eingang zu einer Gruft an.

Hofer stand vor dem versperrten Eingang, als ein heftiger Blitz den trüben Himmel auf einmal erhellte. Die Bäume um ihn herum muteten wieder wie im Traum an. Hofer zählte die Sekunden. Vier, fünf... der Blitz musste mehrere Kilometer entfernt eingeschlagen sein. Er war nun fest entschlossen, notfalls mit Gewalt das Gemäuer zu durchbrechen. Hatte er nicht zuvor sein Taschenmesser eingesteckt, das ihm jetzt dienlich sein konnte?

Nein. Die Taschen waren leer, als er sie befühlte.

Also nahm Hofer einen etwa faustgrossen Stein vom Boden und begann, auf das Mauerwerk einzuschlagen. Nach zwei, drei Schlägen war klar: die Mauer würde nicht lange standhalten. Einzelne Brocken lösten sich bereits. Beim achten Schlag war es soweit: die Mauer stürzte ein und die einzelnen Steine zerfielen zu Staub.

Hofer nahm ein paar Schritte über den Steinschotter in den dunklen Magen vor ihm. Um sich zu orientieren, griff er mit beiden Händen nach den Mauern, die einen Gang zu bilden schienen. Die Finsternis, die zuerst undurchdringlich vor ihm lag, wich nun allmählich dem knappen Schein des trüben Morgens, der jetzt den Gang langsam und nur spärlich von aussen her erhellte. Ein zweiter Blitz erleuchtete für den Bruchteil einer Sekunde den schwarzen Schlund vor ihm. Er konnte nun erkennen, dass es sich tatsächlich um einen Gang von schätzungsweise zehn Metern Länge handelte. Seine durchnässten Kleider tropften auf den dreckigen Boden. Die Bäche, die draussen der Himmel auskotzte, hinterliessen ein Geräusch, das Hofer sonst liebte, wenn er zuhause war. Aber jetzt wünschte er sich nur, dass der Regen endlich aufhörte.



Seine Augen gewöhnten sich langsam an das ungewisse Licht, wohl im Wissen, dass es nicht mehr heller werden würde. Er hatte keine Taschenlampe.

Am Ende des Ganges tat sich eine Öffnung auf, die in einen Raum führte, der, wenn auch nur minimal, heller beleuchtet war. Hofer trat ein. An der Decke befand sich ein Loch, durch das der Tag hinein lugte und Helligkeit spendete. Eine Glasscheibe trennte den Raum dennoch von der Aussenwelt ab. In der Mitte war ein Tisch mit acht Stühlen, der durch die Öffnung an der Decke in vollem Licht stand. Die Wände waren karg. Ein moderiger Geruch stieg Hofer in die Nase.

Als er in den Raum trat, hinterliessen seine Schuhe ein quietschendes Geräusch. Alles bestaunend, umkreiste er den Tisch. Sonst kein Mobiliar, keine Gegenstände, gar nichts war vorhanden.

Plötzlich hörte er ein Geräusch. Ein Keuchen. Er konnte es ganz deutlich hören. Es wurde immer lauter. Jemand keuchte den Gang entlang, durch den er gekommen war. Hofer wendete seinen Blick, starr wie eine Salzsäule, auf die Öffnung, die seine Augen immer noch nur im Halbdunkeln sahen, und glaubte seinen Augen nicht, als eine Gestalt in der Öffnung schärfer, immer schärfer wurde.

„Du?“, sprach Hofer.

„Hallo Robert!“, gellte eine Stimme aus der dunklen Öffnung. Ein Schauer überkam ihn, als handelte es um den Geist, von dem Nyffenegger gesprochen hatte. Aber vor Hofer stand ein kleiner hagerer Mann, der einen geschlossenen, triefnassen Regenschirm in der einen Hand hielt und in der anderen einen Revolver. Es war der Fahnder mit beschlagenen Brillengläsern.

„Du bist mir gefolgt?“, fragte Hofer und beobachtete einen Tropfen, der sich vom Lauf des Revolvers löste und auf den Boden klatschte.

„Bin ich...“, sagte Friedrich mit ächzender Stimme, zog die Brille von der Nase und steckte sie in die Brusttasche seines Mantels. „Dass Du dir auch gerade dieses Loch ausgesucht hast...“

Hofer brachte kein Wort hervor, immer noch eine Salzsäule, als hätte er sich auf der Flucht nach Gomorra umgewandt. Sein Magen zog sich zusammen und meldete dem Gehirn Schmerzen. Wie gelähmt stand Hofer im Raum und sah zu, wie sich Friedrich auf den Tisch neben ihm hinbewegte, einen Stuhl zurecht rückte und darauf Platz nahm.

„Robert, Robert, lieber Robert“, begann der Fahnder schulmeisterlich und legte den Regenschirm auf den Tisch. Den Revolver richtete er jetzt auf Hofer. „Es ist Dir also gelungen. Du bist uns auf die Schliche gekommen. Nun gut, ich habe Dir ja nicht umsonst die Interviewgelegenheit verschafft. Aber der Raum hier wurde etwa vor zehn Jahren geräumt. Du kommst also zu spät. Hier und überhaupt, Robert. Es ist beinahe bezeichnend, was Deine Karriere in den letzten Jahren betrifft.“

Hofer stand da, die Arme schlaff, der Mund klaffend, die Augen weit aufgerissen, als hätte ihn der Fahnder gerade gehohlet. So weit hätte er nie zu denken gewagt. Dass Friedrich...

Aber endlich belebte sich Hofers Körper. Er richtete sich auf und winkelte die Arme an. „Was soll das Ganze? Hast Du etwa mit dieser Ranküne-Vereinigung zu tun? Und was ist das für ein Raum?“

Der Fahnder brach in ein hysterisches Gelächter aus, so wie es Hofer noch nie zuvor bei ihm erlebt hatte. Es war das Lachen einer Hexe, dachte Hofer. Hoch die Stimmlage, eckig die Töne. Friedrich erhob sich und legte seine linke Hand auf Hofers Schulter, die seine um eine Kopflänge überragte.

„Gehen wir ein Stück? Ich glaube, es wird gleich aufhören zu regnen.“

Friedrich ging durch den dunklen Schlund, Hofer folgte ihm willenlos. Der Gang war etwas heller als zuvor, als Hofer hineingekommen war. Und wirklich, es hatte aufgehört zu regnen. Der Himmel wirkte auch nicht mehr so bedrohlich wie zuvor.

Friedrich kletterte in ungeschickter Manier den kleinen Abhang hinunter. Seine Hände waren voller Dreck, als er unten angekommen war. Hofer überwand das Hindernis leichtfüßig.

„Gehen wir in diese Richtung. Es ist schön hier an der Aare. Und bei diesem Wetter gehen nicht einmal die Hündeler Gassi.“

Friedrich schlug die entgegengesetzte Richtung zu der ein, die Hofer gekommen war. Man werde also den Weg nach Worblaufen nehmen, dachte er.

„Also, Robert“, begann Friedrich erneut in einem schulmeisterlichen Tonfall, „Du musst wissen, es gibt sie tatsächlich, die Ranküne-Vereinigung. Ranküne. Jawohl. So nennen wir uns. In dem Raum, in dem wir soeben gewesen sind, wurden früher Sitzungen abgehalten. Das waren noch Zeiten, als man uns nicht so einfach auf die Schliche kommen konnte, wie das heute der Fall wäre. Deshalb musste der Raum evakuiert werden... Wir sind das Endprodukt einer Vereinigung, die während dem ersten Weltkrieg entstanden ist. Unter den Bolschewiki gab es auch Andersdenkende, musst Du wissen. Trotzki war einer, der die Weltrevolution wollte. Doch wollte er auch den Kommunismus. Wie wir ja heute alle sehen können, wäre dies zum Desaster verkommen. Noch viel schlimmer, als sich die Situation heute erbieht. Die Finanzmärkte spielen verrückt. Eine unabwendbare Folge des Systems, wie es heute existiert. In der Theorie funktioniert immer alles, aber in der Praxis...“

Friedrich legte einen Halt ein und griff wieder nach Hofers Schulter, was komisch aussah, da ja Friedrich um einen Kopf kleiner war als Hofer und dieser ihm unabsichtlich entglitt. „Der Mensch“, fuhr Friedrich fort, als er Hofer wieder eingeholt hatte, „der Mensch ist es, der immer wieder eine Sauerei anrichtet. Die westlichen Staaten bereichern sich nach wie vor ab der Dritten Welt. Beliefern sie mit Waffen, um ihre stupiden Machtkriege zu führen. Banken nehmen das Geld von Diktatoren, Drogenbaronen, verdienen daran, um dann vor dem Gemeinvolk ein bisschen auf Wohltäter zu machen, wobei nur ein Bruchteil an Entwicklungshilfe wieder in diese Länder zurückfließt. Und dann wundern sie sich, dass immer mehr Asylanten über die Grenze kommen. Du siehst, lieber Robert, auch in der westlichen Welt ist die Welt nicht in Ordnung. Der Überfluss nimmt überhand. Doch ich schweife ab...“ Friedrich machte eine Handbewegung, als wollte er ein Insekt verscheuchen.

Die schwarzen Wolken verzogen sich allmählich. Von den Bäumen, die den Aareweg säumten, tropfte es immer noch heftig. Hofer lief wortlos neben Friedrich her, sein Blick hing in den Bäumen und sein Atem wolkig in der Luft.

„Nun also. Die Trotzki wurden ja dann geschlagen, Stalin kam und so weiter, und so weiter. Ich bin ja nicht hier, um dir eine Lektion in Geschichte zu erteilen...“ Friedrich kam richtig in Fahrt, seine Wangen röteten sich. „Auf jeden Fall gab es ein paar kluge Menschen, die um diese Zeit die Vereinigung Ranküne gründeten. Ihr Ziel war der Weltfrieden. Angespornt durch all das Leid, das in der Welt verursacht wurde. Doch sie wussten, dass die Zeit noch nicht gekommen war. Die Menschen waren noch nicht reif. Operation Ranküne musste warten. Es würde eine lange Vorbereitungszeit brauchen.“

Operation Ranküne, dachte Hofer und begann, Friedrich ab und an von der Seite her zu beobachten. Sein Gesicht war nass, die Wangen gerötet und die Augen, die mancher so arrogant fand, waren jetzt kindlich, glänzten. Hofer begann es zu frösteln. Es war nur ein leichtes Frösteln, wie es ihn sonst im Frühling im Schatten ereilte. Jetzt im Spätherbst hatte er erwartet, stärker zu frieren. Es musste die

Aufregung sein, die ihm die tatsächliche Kälte vom Leib hielt. Der Wind peitschte auf dem Weg vor ihnen eine nasse vergessen gegangene Zeitung vor sich hin.

„Sie wussten, dass es mehre Jahre, wohl gar Jahrzehnte dauern würde, um ihre Vorstellungen durchbringen zu können. Ihre Vorstellungen waren ganz einfach. Heute würde man sie auch utopisch nennen. Sie wollten die ganze Welt sozusagen unter einem Dach vereinen. Ähnlich wie es die Europäische Union heute macht. Nur viel tiefgreifender und vor allem fairer, zum Nutzen aller, aller Völker. Es war die logische Überlegung, dass, wenn es doch sowohl Menschen gibt, die zu wenig haben, als auch Menschen, die zu viel haben, dann kann das nicht fair sein.“

„Was seit ihr bloss für Spinner?“, warf Hofer sichtlich aufgeregt ein.

„Weisst Du, Robert“, fuhr Friedrich fort und machte eine beruhigende Handbewegung. „Du musst wissen, Ranküne ist das ganz grosse Ding. Es handelt sich um eine weltumspannende verdeckte Organisation. In jedem Land auf dieser Welt, in jedem... in den USA, in Brasilien, Russland, China, England, Abchasien, Äthiopien, im Jemen, auf Kuba, ja sogar in Nordkorea haben wir unsere Leute. Du musst Dir vorstellen, dass es sich um einige wenige Prozente der jeweiligen Bevölkerungszahlen handelt. Allesamt sind sie von Geburt an Mitglied von Ranküne. Sie nehmen Teil am System, wie es heute existiert. Sie... ach, was sag ich... wir wurden sozusagen alle von der Wiege auf geformt und auf den Tag X vorbereitet, haben hohe Schulen besucht, wichtige Ämter besetzt.“

„Tag X?“, unterbrach ihn Hofer. „Was meinst Du mit Tag X?“

„Nun sei nicht so ungeduldig, lieber Robert. Immer schön der Reihe nach“, klang es fast schulmeisterlich aus dem Mund des Fahnders.

„Also, auf der ganzen Welt wurden, wie gesagt, Familien gegründet und Kinder geboren, die man auf den Tag X vorbereitete. Zahlreiche wichtige Ämter wurden durch uns besetzt oder jemand von uns harrt in der Stellvertreterposition auf die Nachfolge. Die uns gefährlichen Menschen, die noch Posten besetzen, müssen nun eliminiert werden. Und das auf der ganzen Welt, verstehst Du, Robert?“ Friedrich unternahm einen neuen Versuch, Hofer an die Schulter zu fassen, erreichte ihn und wartete auf die Antwort. Doch Hofer blieb stumm, verzog nur das Gesicht ein wenig.

Also fuhr Friedrich fort: „Kennst Du die Städtepartnerschaften, die in den 60ern und 70ern wie Pilze aus dem Boden geschossen sind? Sie dienen der Vernetzung von Ranküne. Auf der ganzen Welt wurden Zellen aufgebaut. In jedem Land, jedem einzelnen.“

„Warum erzählst Du mir das alles?“, wollte Hofer endlich wissen.

„Ich wollte Dich testen. Ich wollte herausfinden, ob Du uns auf die Spur kommst. Weisst Du, Robert, ich halte viel von Dir, auch wenn es manchmal nicht den Anschein macht.“

Friedrich sah Hofer tief in die Augen, als er dies sagte. Dieser wandte den Blick ab und spielte mit den Lippen. Ein sorgenvolles Gesicht machte sich breit.

„Natürlich war Nyffenegger einer von uns“, fuhr Friedrich fort. „Ich kenne ihn nicht wirklich, er gehört nicht zu meiner Einheit. Er gehört zu den Idioten – ich kann es nicht anders sagen – zu den Idioten, die den Abort-Befehl nicht gesehen oder gehört hatten. Du hast ja von Art, dem Künstler, erfahren, dass überall in der Stadt das Wort Abort an die Wände gekritzelt wurde. Es bedeutet, dass Operation Ranküne abgebrochen werden musste.“

„Art ist einer von Euch?“, fragte Hofer enttäuscht. Sein Auge begann wieder zu zucken.

„Natürlich, Robert, wenn Du wüsstest... Weisst Du, wir sind nicht die Bösen. Im Gegenteil, wir sind die Guten. Es scheint aber leider unausweichlich, dass das Gute kurzzeitig zum Bösen werden muss, damit es endlich siegen kann. Denn das Böse ist der Flügelschlag eines Schmetterlings, der zum Sturm verkommt.“

„Das ist doch verrückt!“, schüttelte Hofer den Kopf. „Aber...“, sagte er plötzlich wieder mit fester Stimme, als ob es ihm soeben in den Sinn gekommen wäre, „wie kannst Du überhaupt wissen, dass ich gestern mit Art darüber gesprochen habe?“

„Nun, lieber Robert“, sagte Friedrich verschmitzt, „natürlich habe ich Dich, nachdem Du das Amthaus gestern verlassen hattest, überwachen lassen. Ich wollte Dir etwas auf die Spur helfen. Mein Auftritt beim Antiquariat war auch bühnenreif, nicht wahr? Das mit dem Pferd war meine Idee. Kein schlechtes Timing, was?“

Hofer zog eine ernste Miene, schwieg, verzog endlich den linken Mundwinkel und nickte langsam, nur einmal, wie wenn man unterrichtet wird, dass man gerade hereingelegt worden ist, es aber nicht mit Humor nimmt.

„Auf jeden Fall...“, nahm Friedrich die Worte wieder auf, die Hofer wie eine Hiobsbotschaft vorkamen, „Nyffenegger hatte es versaut. Wir mussten ihn unschädlich machen. So nennen wir das, wenn jemand aufgefliegen ist. Unschädlich machen. Die Betroffenen fühlen dabei einen Stich am Hals. Eine Flüssigkeit lässt ihr Hirn schmoren und macht Verrückte aus ihnen. Es kam schon oft vor, dass wir diese Methode anwenden mussten. Denn es gab schon mehrere Fehler. Du kannst Dich sicher noch an Karl Aebischer erinnern. Er war, glaub ich, sogar ein Freund von Dir. Er hatte den Sozialdemokraten Blättler getötet, der war tatsächlich auf der Liste. Leider oder zum Glück, je nachdem wie Du das ganze betrachten willst, brachte er sich dann ja um, bevor man ihn unschädlich machen konnte... Ja ja, Robert, es gibt auch bei den Linken Böse. Viele, wenn sie einmal am Schalthebel der Macht sitzen, können den Reizen, die an jeder Ecke lauern, plötzlich nicht mehr widerstehen und werfen ihre ursprünglichen Überzeugungen aus Eigennutz über Bord. Jedenfalls brachte Karl den Nationalrat Blättler um, da an diesem Tag tatsächlich der Tag X geplant gewesen war. Auch damals war eigentlich alles bereit für die Revolution, aber verschiedene Entwicklungen, vor allem im Nahen Osten, aber auch in Südamerika, verunmöglichten den sauberen Ablauf von Operation Ranküne. Auch damals wurden unsere Mitglieder über die dir bekannten Kanäle benachrichtigt – das Wort an den Wänden hiess Puber. Es zielt jetzt noch die Wände, aber alle meinen, es handle sich dabei um ein Pseudonym eines dieser idiotischen Sprayer.“

Hofers Puls schlug nun sichtbar schneller, denn die Ader an seiner linken Schläfe zuckte mehr als einmal pro Sekunde.

„Hast Du vielleicht sogar bemerkt, dass uns auch das Radio als Kanal dient?“ Friedrich schaute Hofer fragend an, lächelte gleichzeitig schelmisch.

Hofer erinnerte sich an den Versprecher bei den Börsennachrichten.

„Glaubst Du an Gott?“, warf Friedrich unvermittelt ein.

Hofer blickte ihn an, die Augen zu Schlitzeln geformt, und fragte mit seinem Gesichtsausdruck ohne Worte, ob er nun auch noch zum Zyniker verkommen sei.

„Ich sehe schon, du glaubst an Gott, lieber Robert. Vielleicht glaubst Du nicht an Jesus und die Bibel. Machst Dir vielleicht auch nichts aus Kirchenbesuche und dergleichen. Aber Du musst wissen, Robert,

wir glauben auch an Gott. Tatsächlich. An den Wahrhaftigen. Wir lehnen jedoch jegliche Märchenbücher wie die Bibel oder den Koran ab. Wir können höchstens die zehn Gebote gutheissen, aber damit hat es sich dann auch wirklich. Obwohl wir uns natürlich herausnehmen, das eine Gebot zu brechen, einmalig, für eine gute Sache. Gott hat für uns diese Welt erschaffen. Sie entstand aber nicht in sechs Tagen, sondern in Milliarden von Jahren. Die Wissenschaft hat dafür ganz passable Antworten. Aber ein Gott, den man huldigen muss...“ Friedrich hielt inne und schaute zum Himmel empor, der zwar mittlerweile den Regen zurückbehält, aber immer noch wie eine graue, verschmierte Zeichnung aus Wasserfarben anmutete.

„Nein, Gott würde nicht wollen, dass wir irgendwelche Rituale oder dergleichen ausführen. Er hat keinen Einfluss mehr, er hat uns diese Erde gegeben und wir sind, unter anderem, daraus entstanden und auch für unsere eigenen Taten verantwortlich. Er erwartet jedoch – zu Recht! –, dass wir gute Menschen sind. Ob er die Fehlfunktion in bestimmten Menschen aber mit Absicht eingebaut hat, werden wir wohl nie erfahren. Vielleicht nach unserem Tod. Sie ist aber nun mal vorhanden, die Fehlfunktion, deshalb werden wir sie systematisch eliminieren. Und die Religion hat keinen Platz mehr in so einer Welt.“

Friedrich hatte das Tempo etwas verlangsamt.

„Die Gesetze werden verschärft, vor allem das Strafgesetz. Es wird aber kein Polizeistaat geben, wie Du Dir das jetzt wahrscheinlich vorstellst. Die Welt soll unter ein Dach kommen, es soll eine globale Armee geben und die Polizei wird auch global organisiert und somit überall gleich. Jedes Land soll aber sonst souverän bleiben. Es wird etwa rigorose Strafen für die Annahme von Schmiergeldern geben. Der freie Markt bleibt bestehen, aber wird strengeren Auflagen unterworfen. Reichtum soll nach wie vor angehäuft werden dürfen, aber nicht mehr grenzenlos und nicht mehr ohne Verantwortung. Leistung soll nach wie vor belohnt werden, aber nicht mehr exzessiv. Die Börse wird eliminiert.“ Friedrichs Stimme war nun fest, ernst und laut. „Mit alteingesessenen Traditionen wird ein für allemal aufgeräumt. Auf teure, unnötige Zeremonien im politischen Umfeld wird künftig verzichtet, gespart soll werden, ohne Ende. Vermögen kann nicht mehr vererbt werden. Landesverteidigung! Ha, das wird es nicht mehr brauchen. Nirgends mehr.“

Friedrich machte eine Kunstpause. „Natürlich wird es weiterhin Böses geben. Mörder, Pädophile, Verbrecher, Gauner, Betrüger, religiöse Fanatiker, Ausbeuter, Chauvinisten, Egoisten... Aber es wird ihnen nicht gut ergehen. Die Gesetze werden massiv verschärft. Heute kann einem Betrüger, der zwar unermesslichen oder eben ermesslichen Schaden anrichtet, eine längere Gefängnisstrafe auferlegt werden, als einem Pädophilen. Wie ist das gerecht? Die Möglichkeiten der Ausbeutung sollen auf ein Minimum beschränkt werden.“

Friedrich schien Hofer gar nicht mehr zu bemerken, so sehr war er in seinem Monolog gefangen.

„Man kann sie alle aus ihrem Topf nehmen und in einen anderen stecken – und schon sind sie wie neu programmiert. Das gilt für die meisten Menschen. Das Dritte Reich, auch wenn es schon länger her ist, könnte gerade so gut auch heute errichtet werden. Wenn man genau hinschaut, gibt es auf der Erde tatsächlich zahlreiche Länder, in denen gerade jetzt ein Drittes Reich vorherrscht. Vielleicht nicht in dem Ausmass, aber ähnliche Strukturen sind vorhanden.“

Hofer nickte unwillkürlich. Er wusste natürlich, dass der letzte Teil von Hofers wirren Rede tatsächlich der Wahrheit entsprach.

„Und dieses ganze Finanzdebakel! Alle diese Staaten, die den Banken Geld in den – Entschuldige! – Arsch gestopft haben, haben nichts anderes getan, als ein krankes System aufrechtzuerhalten, das in

ein paar Jahren wieder auf die Intensivstation verlegt werden muss. Die Frage könnte auch gelautet haben: soll der Gewinn oder die Menschen gerettet werden? Aber der Gewinn gewann. Irgendwann würde es sowieso sterben, das System. Alles muss sterben, irgendwann. Nichts ist für die Ewigkeit.“

Die Bäume am Aarehang muteten wieder unheimlich an. Die Schuhe der beiden hinterliessen Abdrücke auf dem feucht lehmigen Waldboden.

„Und die Politiker“, fuhr Friedrich fort, „die soll es zwar noch geben – irgendetwas muss sich ja um administrative Angelegenheiten und den Wandel der Zeit kümmern – aber es wird sich nur noch um Berufspolitiker handeln. Sie dürfen keinen Interessengesellschaften mehr angehören. Ihnen soll ein Heer von Experten zur Verfügung stehen, um über komplizierte Sachverhalte zu entscheiden.“

Friedrich biss auf die Unterlippe, machte einen Halt und hinderte Hofer mit der Hand am Ärmel beim Weitergehen.

„Du musst wissen, Robert, wer einmal über uns erfahren hat, kann nicht zurück. Wir halten es da ganz mit Jesus, der in Matthäus 12 sagte: Wer nicht mit mir ist, der ist gegen mich; und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut. Also Robert, bist Du mit uns?“

Als Friedrich dies sagte, traten mehrere Männer, alle in denselben schwarzen Mänteln und mit Hut, von allen Seiten aus den Gebüsch. Alle hatten sie einen Revolver in der Hand, zielten jedoch nicht auf Hofer, sondern hielten die Waffe nur locker in der Hand. Er konnte sie nicht zählen, aber es waren wohl an die zehn Stück.

Hofer blieb stehen und blickte geradeaus, ihm wurde heiss. „Es ist nur eine Frage der Zeit, bis die Medien weltweit bemerken werden, dass sich ähnliche Morde wie die des Bischofs überall ereignen haben. Dann wird alles auffliegen.“

„Wir proben hier den Aufstand der Pazifisten“, warf Friedrich ein.

„Es werden eher die Menschen, die jetzt nichts von Euch wissen, sein, die einen Aufstand machen werden!“, sagte Hofer nun mit fester Stimme.

„Nein“, erwiderte Friedrich, „denn die Menschen sind viel zu träge geworden, vor allem hier bei uns. Vielleicht in den unterentwickelten Ländern, ja, das ist möglich. Aber wir haben dort genug Ressourcen, um den Aufstand niederzuschlagen. Aufstände gibt es ja dort noch und nöcher. Hier bei uns gibt es nie Aufstände, ausser es drückt den Leuten auf die Brieftasche, dann gehen sie auf die Strassen mit der Trillerpfeife und den bunten Fähnchen. Aber es wird sich hier sowieso nicht viel ändern, nur die Hebel werden von anderen anders gestellt. Es ist alles vorbereitet. Du und die Menschen werden staunen, wie plötzlich alles so gut laufen wird.“

Unverstand machte sich in Hofer breit. „Das ist doch nichts anderes als die Quadratur des Kreises, was ihr vorhabt.“

„Ich wusste, Du würdest kein Unrecht zulassen, selbst dann nicht, wenn das Unrecht zu Recht führen würde. Dass das geltende Recht bisweilen auch Unrecht hervorbringt, würdest Du niemals zugeben. Und dass Unrecht manchmal zu Recht wird, das akzeptierst Du ebenso wenig... Wir halten es mit dem Prinzip der Freimaurerei: Taten, welche gute Taten entbehrlich machen sollen.“

Friedrich blickte nun Hofer tief in die Augen, als er sagte: „Aber, und das lässt sich nicht ändern, lieber Robert, Du bist nun mal auf meiner Liste.“

Die grossen Augen von Hofer waren ängstlich und überrascht zugleich. „Ich bin auf Deiner Liste?“

„Ja, es ist so. Du bist ein Risiko für uns, Robert. Als Journalist sitzt Du auch am Schalthebel der Macht. Wir können Dir nicht trauen. Früher oder später wärs Du uns so oder so auf die Schliche gekommen. Aber wir brauchen Dich auf unserer Seite. Wirst Du mitmachen?“

Hofer wandte den Blick wieder von den arroganten Augen Friedrichs ab und verschränkte die Arme.

„Hmm... das ist doch verrückt. Verrückt ist das. Wie soll das gehen? Die Menschen werden das nicht so einfach schlucken. Was ist mit den Familien von all den Menschen, die ihr umbringen wollt?“

„Mach Du Dir darüber bloss keine Sorgen. Die meisten Morde werden auf subtile Art und Weise durchgeführt. Die meisten werden an einem Herzinfarkt sterben, der, durch ein Gift ausgelöst, nach einigen Stunden bis einigen Tagen erfolgen wird. Man wird keine Fremdeinwirkung beweisen können. Die Morde an bekannten Persönlichkeiten müssen wir jedoch etwas dramatischer inszenieren, um die Nachfolge glaubwürdiger zu gestalten. Wir werden dann in der Folge eine gewisse Terrororganisation dafür verantwortlich machen, die wir selber aufgebaut haben und für die bereits Schuldige bereit stehen. Es ist für noch so jedes Detail gesorgt. Wir hatten fast 90 Jahre Zeit, die Sache vorzubereiten.“

Friedrich streckte seinen Rücken bolzengerade, von dem eine fast sichtbare Wolke Stolz entschwebte.

„Du kannst es Dir ein paar Stunden lang überlegen. Aber, Robert, es sei Dir bewusst: du kannst nur zwischen Leben und Tod entscheiden. Es handelt sich um eine simple, geschlossene Frage.“

Die Männer traten auf Hofer zu, als der Fahnder ihnen einen Wink gegeben hatte, und führten in ab. Die Sonne stach nun durch die Wolken. Wortlos folgte Hofer den Männern, die ihre Pistolen bedrohlich schwenkten, blickte sich noch einmal nach dem Fahnder um, der stehen geblieben war und ihn mit starren Augen ansah.

Weiter vorne bei den Schrebergärten wartete ein Kastenwagen, wie ihn die Stadtpolizei für ihre Einsätze brauchte. Der Fahrer, ein Klon der Männer, lugte zum Führerhaus hinaus und startete sogleich den Motor.

„Einsteigen“, brach es aus einem der unbeweglichen Münder heraus. Welcher es war, konnte Hofer nicht erkennen.

Drinne nahm er auf der Pritsche Platz, vier der Männer leisteten ihm wortlos Gesellschaft.

Als sich der Wagen bewegte, musste Hofer husten. Sein Herz pochte nun schneller. Unentwegt suchten sich seine Augen einen Punkt auf der anderen Seite des Wageninnern, den er anstieren musste.

## **Kapitel XI**

Hofer fand sich in einem kargen Raum wieder. Der Kastenwagen hatte zuvor in einer Tiefgarage gehalten und die Männer brachten ihn hierhin. Er vermutete, dass er ins Amthaus gebracht wurde. Die unterirdischen Gänge kamen ihm jedoch nicht bekannt vor, ebenso wenig der Gang der in den Raum führte, in dem er nun nervös auf und ab ging.

Es bot sich ihm ein Bett, ein etwa ein Quadratmeter grosser Tisch mit Stuhl, ein Schrank mit Platz für wenig Kleider und ein Lavabo. Oberhalb der Türe war eine schnörkellose Uhr angebracht. Der

Sekundenzeiger tickte hörbar. Hofer verstrich seine Hände ineinander und fühlte, dass die Handflächen klebrig waren, also wusch er sie.

Die Gedanken kreisten in irren Windungen in Hofers Gehirn umher. Ranküne war echt. Sie wollten die Weltherrschaft übernehmen. Und trotzdem alles, fast alles, mehr oder weniger beim alten belassen.

Hofer hörte Stimmen durch die Tür. Eine Klappe auf Augenhöhe wurde geöffnet und wieder geschlossen. Die Tür öffnete sich. Und herein trat der Fahnder. Er blickte Hofer nur kurz in die Augen und setzte sich dann aufs Bett und stützte seinen Kopf auf seinen Händen ab.

„Robert! Ich werde es kurz machen. Bist Du mit uns oder bist Du gegen uns?“

Jetzt blickte Friedrich wieder auf. Wie ein verängstigtes Kind wartete der Fahnder auf eine Antwort.

Hofer blickte zu Boden, dann an die Decke, schliesslich zum vergitterten Fenster. Er machte einen gefassten Eindruck.

„Ich bin dabei“, gab er unwillkürlich zur Antwort. Er wollte Zeit gewinnen.

Durch das Fenster hörte er Glocken. Es musste Mittag sein. „Lässt Du mich nun an die Pressekonferenz des Bundesrates?“

Der Fahnder erhob sich, verschränkte die Hände hinter dem Rücken und lief die drei Schritte zur Tür, an der er sich mit zwei Klopfzeichen bemerkbar machte. Als die Türe sich öffnete, sagte Friedrich vor dem Hinausgehen: „Robert, Du weisst, das kann ich nicht tun. Keine Angst, Rindlisbacher hat schon lange einen Ersatz geschickt.“

„Rindlisbacher auch?“, wollte Hofer traurig wissen.

Und Friedrich hielt die Türe noch halboffen: „Ja, Rindlisbacher auch...“

„Na dann... hab ich wohl keine andere Wahl...“

„Eigentlich schon, Du hast die Wahl zwischen Leben und Tod. Ein Leben in einer gerechteren Welt oder ein Tod im Ungewissen. Du hast das Leben gewählt. Dafür musst Du aber töten.“

Hofer sah Friedrich erstaunt an. „Töten!?“

„Jawohl, Robert, töten. Du kennst doch den Schläpfer persönlich, nicht wahr?“

„Bundesrat Schläpfer?“

„Ja, genau der. Er ist auf der Liste. Wenn er morgen aus seiner Wohnung in der Altstadt kommt, wirst Du ihn erschiessen.“

Friedrich sagte dies völlig emotionslos. Sein Blick mutete nun auch Hofer arrogant an. Das Kindliche wich aus seinem Gesicht. Hofer wusste nicht, was er erwidern, noch wie er reagieren sollte. Also schwieg er.

„Also morgen um neun Uhr findet der grosse Moment – der Tag X – statt. Du kannst Dir hier drin die Zeit totschiessen, eine Bibel findest Du unter dem Kopfkissen. Gegessen wird um 7 Uhr. Das Mittagessen hast Du gerade verpasst.“

Mit diesen Worten schlug der Fahnder die Stahltüre zu.



Raffiniert, dachte Hofer. Friedrich wollte, dass er Bundesrat Schläpfer umbringt, damit er Teil von Ranküne werden würde. Wenn er dies nicht tut, würde man ihn umbringen oder zumindest unschädlich machen. Ranküne schien nicht mehr zu stoppen. Wenn es stimmt, was Friedrich gesagt hatte – und alles sprach dafür: das komische Verhalten von Art und Spiri, der Mord seines Freundes Karl, die Sprayereien an den Wänden, die Morde, über die seine Cousine Susi berichtet hatte... – dann würde er wohl oder übel mitspielen müssen. Er wollte schliesslich leben, auch wenn sein Leben im Moment eher wenig zu bieten hatte. Aber er musste jemanden umbringen. Hofer grauste es schon immer vor Gewalt. Schon als Kind mied er Pöbeleien auf dem Schulhof. Vom Militärdienst hatte er sich gedrückt. Eine Waffe hatte er noch nie in den Händen gehalten. In dem Moment kamen ihm Geschichten über die Juden in den Sinn, die im zweiten Weltkrieg in den Konzentrationslagern aussortiert wurden, weil sie noch kräftig genug waren, um irgendwelche Arbeiten zu verrichten, vielleicht sogar als Aufseher oder als Folterer zu dienen. Fühlten sich so die Juden damals? Wie würde er sich entscheiden? Leben für den Moment oder Gerechtigkeit in alle Ewigkeit? Am Stammtisch hätte er sich für die Gerechtigkeit entschieden, ohne zu überlegen. Er war ein Mann von Prinzipien.

Hofer setzte sich aufs Bett und stierte an die Decke. Auf seiner Uhr war es nun beinahe 13 Uhr. Es würde noch genau 20 Stunden bis zur grossen Stunde dauern. Der Sekundenzeiger tickte unaufhörlich vor sich hin. Morgen würde der 10. November sein. Und plötzlich schossen ihm die Zahlen, die Spiri an die Wand gesprayed und die Stimme im Radio gesprochen hatte, in Erinnerung. 10 und 11. Der zehnte im elften Monat. Spiri hat den Ranküne-Mitgliedern den Tag X bekannt gegeben.

Nachdem Hofer mit Blick auf den Zeiger über der Tür 30 Sekunden hatte verstreichen lassen, legte er sich hin und schloss die Augen. Es war ihm etwas unwohl. Aber nicht so sehr, dass er sich hätte übergeben müssen.

Hofer schlief vor lauter Erschöpfung ein. Erst als um Punkt 19 Uhr die Tür geöffnet wurde und ein Wärter mit unzähligen Schlüsseln am Schlüsselbund und einem Tablett hereintrat, wachte er auf und fühlte sich miserabel.

„Hier, ihr Essen. Lassen Sie es sich schmecken. Es gibt Rindsragout, duftet hervorragend“, lachte ihn der Wärter an. Man stellte das Tablett auf den Tisch, als Hofer sich aufrichtete und bedankte. Die Schlüssel raschelten, als würden Metallrohre gegeneinander geschlagen.

Das Rindsragout war tatsächlich hervorragend. Er hätte nicht gedacht, dass die Gefängniskost so gut war. Blitzschnell schoss ihm zwar wieder in Erinnerung, dass seit langem eine Debatte über Häftlinge in Schweizer Gefängnissen entfacht war, in der die allergrösste Mehrheit den Gefangenen keinen Fernseher, kein Internet und keine anderen Annehmlichkeiten gönnten. Aber da sich diese Forderung weder mit den schweizerischen Grundsätzen der Menschenrechte noch mit der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte übereinstimmen liessen, ebte die Diskussion darum nach einigen Artikeln, denen wutentbrannte Leserbriefe folgten, wieder ab.

Als das Mahl beendet war, musste Hofer rülpsen und deswegen lachen. Es war das erste Mal seit den ganzen Ereignissen, dass sich auf seinem Gesicht eine gewisse Heiterkeit abzeichnete. Doch sie war nur von kurzer Dauer. Denn nicht sogleich, als er aufgewacht war, wurde er sich seiner Lage bewusst. Jetzt war ihm wieder alles präsent: der Fahnder, Spiri, Art und sogar Rindlisbacher waren also seit Geburt Mitglied von Ranküne. Sie wurden auf den Tag X vorbereitet, der morgen kommen sollte.

Der Sekundenzeiger der Uhr oberhalb der Tür tickte wieder hörbar. Es war ein Ticken, das man überhören konnte, wenn man sich nicht darauf konzentrierte. Aber einmal damit angefangen, ist es unglaublich schwierig, wieder davon loszukommen. Es war 19:35 Uhr. Was wohl die Nachrichten inzwischen bringen würden, dachte Hofer. Wenn beim Fernsehen auch Ranküne-Mitglieder am Werk

waren, würden auch da die Ermittlungen getürkt sein. Und plötzlich wurde ihm gewahr, dass er höchstwahrscheinlich in den Jahren seiner journalistischen Tätigkeit mit zahlreichen Mitgliedern der Weltherrschaftsvereinigung zu tun gehabt haben musste. Einige der Politiker waren ihm zeitlebens ein Graus. Es waren vor allem Bürgerliche, hinter deren politischer Tätigkeit er immer Eigennutz vermutete und zum Teil auch tatsächlich erkennen konnte. Es würden sicher viele davon umgebracht, dachte er. Im linken Spektrum mussten aber auch solche dabei sein. Er erinnerte sich an eine Sozialdemokratin, die vor Jahren mit unrechtmässigen Praktiken in ihrer Unternehmung aufgefallen war. Ab diesem Moment an, oder eigentlich schon vorher, hatte er auch eine grosse Abneigung gegen die sogenannten Sozialen. Noch viele Genossen hatten später die Richtigkeit seiner negativen Einstellung bewiesen. In der Mitte sah Hofer nur Wetterfahnen. Solche, die sich, je nachdem, welche Vorteile sich ihnen erboten, mal so, mal so entschieden. Und einige darunter unter dem Deckmantel der Religion. Um die war es nicht schade, ertappte sich Hofer vor sich hinsagend. Mit diesem Gedankengang entschloss er sich beinahe, mitzumachen. Vielleicht würde die Sache ja doch ganz gut werden. Er war ja auch der Meinung, dass es sich etwa um einen Drittel der Menschheit handelte, ganz egal aus welchem Lager, von welchem Land, aus welcher Schicht, die nicht bloss nur an sich dachten, sondern die man sogar als richtig Böse einstufen könnte. Aber dass man diese einfach umbrachte, das wollte Hofer nicht akzeptieren. Auch wenn sich diese tatsächlich alle eliminieren lassen würden, gäbe es unter der Zivilbevölkerung zahlreiche Nachkommen für die Schalthebel der Macht. Ob Ranküne wohl auch daran gedacht hatte? Er glaubte, ja.

Hofer blickte wieder auf den Sekundenzeiger, hörte ihn auch wieder deutlich. Und jeder Tick stach in seinem Hirn. Seine Gedanken, ja seine Sinne, kreisten mit dem Zeiger. Er sah mit jeder Sekunde ein anderes Szenario vor Augen: Chaos, Zerstörung, Mord. Dann wieder: keine Kriege mehr, gerechte Verteilung, Bekämpfung der Kriminalität. Und jede weitere Sekunde sog ihn weiter in ihren Bann, hämmerte in seinem Gehirn, wechselte Szenen, wollte nicht verharren, liess ihn zweifeln, hoffen, aufschrecken, band eine Schlinge um seinen Hals, liess sie wieder los, nagte an seinen Ohren, seinem Trommelfell, seinem Gehirn. Sein Herz pochte mittlerweile exakt im Rhythmus des Zeigers. Würde er morgen morden oder sich ermorden lassen? War alles nur ein böser Traum? Wer steckte alles noch mit Ranküne unter einer Decke? War es wirklich schade um die paar Menschen, die das Paradies aufhielten? Darf man deswegen morden? Kann Recht nur erreicht werden, wenn dabei jemand Unrecht erfährt?

Die Stunden verflogen. Ein kühler Windstoss flog durch das nur einen Spalt breit geöffnete Fenster über den liegenden Hofer, der jetzt bleich war im Gesicht. Um das nervige Ticken zu vergessen, stand er auf, wusch sich das Gesicht und lief zum Fenster, das auf eine Mauer zeigte, dessen Ende, das mit Stacheldraht bestückt war, er sehen konnte. Oberhalb bot sich noch ein kurzes Stück Nachthimmel. Ein dunkles Tuch. Hofer fasste mit den Händen an die Stahlgitter, die das Fenster versperrten. Sie fühlten sich kalt an.

Als er sich wieder hingelegt hatte, zeigte die Uhr 23:54 an. Noch neun Stunden bis Buffalo, dachte Hofer.

Bundesrat Schläpfer war ein Rechter. Ihn sollte Hofer also umbringen. Mit zitteriger Hand wischte er sich einen Wassertropfen aus der Augenbraue, der sich nach dem Waschen seines Gesichtes beharrlich dort festhielt. Hofer mochte Bundesrat Schläpfer noch nie. Dieser war vor Antritt seines Amtes bekannt geworden durch rassistische Äusserungen, wettete über Muslime, wollte um die Schweiz gleich eine Mauer errichten. Gleichzeitig war er aber Unternehmer, dessen Unternehmen alles unternahm, um möglichst billig zu produzieren. Irgendwo in Osteuropa beutete er schamlos Arbeiter aus. Nach seinem Antritt musste er natürlich seine Tätigkeiten als Unternehmer aufgeben. Als Bundesrat ist man Berufspolitiker. Berufspolitiker!, erinnerte sich Hofer an Friedrichs Rede. Er musste

lachen. Stockte aber, als er sich gewahr wurde, dass er selber einmal einen ähnlichen Vorschlag in einem seiner Artikel gemacht hatte. Er wurde von fast allen Parlamentariern verrissen. Er erinnerte sich jetzt aber wieder, dass ihn in der Folge ein Mitglied einer kleinen liberalen Partei mit Lorbeeren überhäufte. Ihm gefiel sein Vorschlag so gut, dass Hofer damals das Gefühl hatte, er würde ihn veräppeln. Ob der Küng – so hiess der Politiker – auch ein Mitglied von Ranküne war?

Hofer legte sich wieder aufs Bett, schloss die Augen und konzentrierte sich so sehr darauf, das Ticken des Sekundenzeigers nicht zu hören, dass es ihm zeitweilig gelang. Immer wieder aber durchbrach das tickende Geräusch die Konzentration Hofers.

Jasper kam ihm in den Sinn. Er musste auch einmal Ranküne angehört haben. Die Worte, die er am Tag zuvor auf dem Inselchen bei der Einfahrt zur Lorraine von sich gab, machten mit einem Male Sinn. Jasper war „unschädlich“ gemacht worden. Eine Spritze musste sich in seinen Hals gebohrt haben, nachdem er seine Deckung preisgegeben hatte.

Hofers Gedanken kreisten weiter. Ranküne, Ranküne, Ranküne, immer wieder Ranküne. Was würde er tun, wenn er in ein paar Stunden morden soll? Die Uhr zeigte bereits 4:13 Uhr an. Der Sekundenzeiger schien ihm schneller zu drehen, hämmerte immer noch im Gehirn Hofers.

Er war nun nicht mehr bei vollem Bewusstsein, schlief zwar nicht, aber befand sich in einem delirösen Zustand. Er wälzte sich hin und her, stiess ein „Nein“ nach dem andern aus. Die Decke schien ihm auf den Kopf zu stürzen, hob sich wieder hoch. Der Wind, der unaufhörlich durch das nur eine Spaltbreite geöffnete Fenster blies, schien ihn hochzuheben und wirbelte ihn im Zimmer umher, nur um ihn danach wieder sanft auf seine Pritsche herunterschweben zu lassen.

Um Punkt sieben Uhr öffnete sich die Tür. Hofer erwachte aus seinem Delirium. Derselbe Wärter, der am Abend zuvor das Nachtessen serviert hatte, stand nun mit dem Frühstück im Türrahmen. Der Schlüsselbund erschien Hofer nun noch vollbepackter und klang noch ohrenbetäubender. In einer Stunde würde es losgehen, stammelte der etwas einfältig wirkende Wärter.

## **Kapitel XII**

Friedrich fuhr mit Hofer in einem Polizeiwagen aus der Garage des Amthauses. Hofer hatte die letzten 20 Stunden also tatsächlich im Berner Untersuchungsgefängnis verbracht. Beim Casino stiegen sie aus und gingen zu Fuss in die Herrengasse. Der Fahnder schien nervös, spielte unaufhörlich mit dem Autoschlüssel, den er noch nicht in die Hosentasche gesteckt hatte. Unentwegt blickte er sich um. Und als er sich unbeobachtet glaubte, nahm er aus der Innentasche seines Mantels einen schwarzen Revolver hervor und drückte ihn in Hofers Hand.

„Hier. Einfach zielen und abdrücken. Es ist die Waffe, die tötet.“ Das Lächeln auf Friedrichs Gesicht war an Zynismus nicht mehr zu überbieten. Die Augen arrogant, gar nicht kindlich.

Hofer nahm die Waffe und versteckte sie in seinem Mantel.

Die Uhr vom nahen Zytgloggeturm schlug 8:45 Uhr. Der Moment stand kurz bevor. Die beiden setzten sich auf den Brunnen in der Herrengasse. Das Plätschern des Wassers wirkte sich kurzzeitig beruhigend auf Hofer aus. Die Gasse war menschenleer.

„Du wirst sehen, Robert, es wird sich alles zum Guten wenden. Mir sind die Hände gebunden, ich rette Dir sozusagen das Leben. Eigentlich solltest Du mir dankbar sein.“

„Das bin ich...“, kam es unwillkürlich aus Hofers Mund geschossen. Für Ironie war jetzt keine Zeit, Hofer meinte es tatsächlich ernst. Zumindest wollte er es Friedrich glaubhaft machen. Innerlich war er zerrissen. *Er* – der beispielsweise auch ein vehementer Gegner der Todesstrafe war, der nicht einmal den schlimmsten Verbrecher auf den Stuhl geschickt hätte, geschweige denn, den Mord selber ausführen würde –, *er* sollte jetzt also morden. Auch wenn der Mord vertuscht werden konnte, sicher war es nicht, dass er damit durchkam. Und in jedem Fall würde ihm das schlechte Gewissen bleiben, einen Menschen umgebracht zu haben. Das Gewissen liess sich nicht bestechen. Warum überhaupt, dachte Hofer, sollte ihn Friedrich nicht sogleich nach der Tat selbst töten, um ihn danach als kaltblütigen Bundesratsmörder hinzustellen, wie sie aus Nyffenegger einen Bischofsmörder gemacht hatten? Oder aus Karl einen Sozialdemokratenmörder!

Die Minuten verstrichen. Wortlos sassen die beiden auf dem Brunnenrand.

„Es ist jetzt fünf vor Neun“, sagte Friedrich endlich. „Ich lasse Dich nun alleine. Ich werde dem Ganzen von dort aus zusehen.“

Friedrich zeigte auf einen Laubenbogen keine 20 Meter vom Brunnen entfernt.

„Schläpfer wird aus dieser Tür kommen“ Der Fahnder zeigte auf einen Eingang mit einer schweren Eichentüre, die sich 10 Meter in die andere Richtung befand.

Hofer sass nun alleine da. Das Wasser aus dem Brunnen plätscherte und bald hörte Hofer nur noch dieses Geräusch. Er war unglaublich nervös, wusste nicht, wie er sich entscheiden würde. Friedrich hatte sich so postiert, dass er Hofer sehen konnte und gleichzeitig gut versteckt war für Menschen, die sich vor der schweren Eichentür aufhielten. Die Gasse war immer noch menschenleer. Die wenigen Läden hatten geschlossen. Hofer betrachtete den Revolver. Er war schwer und fühlte sich kalt an.

Die Glocken schlugen 9 Uhr. Schweissperlen rannten Hofers Stirn hinunter. Ein Tropfen erreichte sein Kinn und klatschte auf den Revolver in seiner Hand. Jede Sekunde, die er jetzt zählte, war unendlich lang. Er stand auf und hielt den Revolver mit festem Griff in der Hand. Jeden Moment würde der Bundesrat durch diese Tür kommen. Hofer nahm einige Schritte auf die Tür zu und war beinahe auf der anderen Seite der Gasse angekommen, als sich plötzlich die Eichentüre öffnete und eine ältere Frau heraustrat. Hofer konnte noch im letzten Moment den Revolver unter seinem Mantel verstecken. Argwöhnisch betrachtete die alte Frau den nervös wirkenden Mann beim Brunnen und ging schliesslich ihres Weges.

Hofer blickte zu Friedrich, der eine beruhigende Handbewegung machte.

Wenige Sekunden später öffnete sich zum zweiten Mal die schwere Eichentüre. Heraus trat ein Mann in einem teuren Anzug, etwas unersetzelt und ziemlich hässlich. Hofer richtete entschlossen den Revolver auf den Bundesrat, der ihn nun bemerkte, die Waffe entdeckte und sogleich Anstalten machte, sich hinter dem Laubenbogen in Sicherheit zu bringen. Hofer nahm flugs drei Schritte in die Richtung des Magistraten, der sich nun hinter dem Pfeiler versteckte und sein Mobiltelefon zückte. Als Hofer zwei Schritte nach rechts genommen hatte, tauchte der Rücken des Bundesrates hinter der Laube auf. Der Magistrat vermutete Hofer wohl auf der anderen Seite des Bogens. Er hätte jetzt einen sauberen Schuss abgeben können. Friedrich, den er im Augenwinkel sah, bedeutete ihm, endlich zu schiessen. Hofer zielte, griff mit dem Zeigefinger nach dem Abzug, hatte diesen schon halb gedrückt, als er seinen bolzengeraden Arm um 90 Grad schwenkte und abdrückte.

Der Fahnder stürzte zu Boden. „Robert? Was tust Du...?“

Die Muskeln schlafften. Friedrich war tot.

Schläpfer rannte in die Richtung des Casinos und schrie lauthals um Hilfe.

Hofer blieb stehen, sah dem dicken Bundesrat zu, wie dieser schneller, als man sich vorstellen würde, davon sauste, und blickte dann auf den toten Fahnder. Den Revolver warf er auf den Boden. Seine Kraft liess nach, durch eine sonderbare Erleichterung ausgelöst. Hofer sank zu Boden und schloss die Augen.

In der Ferne waren Polizeisirenen zu hören. Dann ein weiterer Pistolenschuss, keine 1000 Meter entfernt. Hofer blickte auf. Mehrere Männer in schwarzen Anzügen traten von allen Seiten auf ihn zu. Zwei davon packten ihn bei den Schultern und richteten ihn auf. Ein dritter hielt eine Spritze in der Hand.

Das letzte, was Hofer fühlte, war ein leichter Stich am Hals.

Operation Ranküne hatte begonnen.